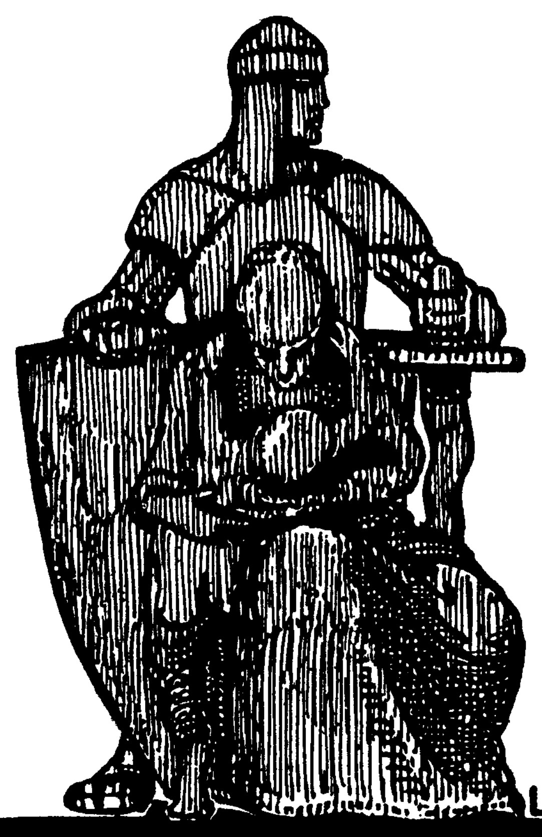


[illegible]bach-
Jahrbuch 1938

Tannenberg-Jahrbuch

1938

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz

Zeichnung der Leisten von Lina Richter



Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19

Printed in Germany (Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19)
Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn K.G., München, Schellingstr. 39 - 45

Inhaltsverzeichnis

Bilder

Dem Freiheitkämpfer Erich Ludendorff!

Gleich ehernem Felsen in brandender Flut
ragst Du empor aus Stürmen und Zeiten. –
Mahnend und warnend in heiliger Glut
zeigst Du den Weg in leuchtende Weiten. –
Hüter des Friedens und Wahrer des Rechts,
Feind allen Feinden, die Deutschland bedrohen,
läßt Du als Schirmherr des neuen Geschlechts
stolz Dich von flammendem Hasse umlohen. –
Einsam und groß im Kämpfen und Ringen
trägst Du die Fackel des Glaubens voran,
nichts macht Dich wankend, nichts kann Dich zwingen. –
Deutschland muß leben – die Freiheit bricht an.

Erich Limpach



Der Feldherr

nach dem Gemälde von Paul Bender

Die Deutschen Vornamen und ihre Sinndeutung

Von F. Karstädt

Wenn man die Schriftdenkmäler der althochdeutschen (ahd.) Zeit des 7. bis 10. Jahrhunderts liest, muß man erstaunen, wie rein und klar die damaligen Deutschen das nordische Rasseempfinden in ihrem Unterbewußtsein bewahrt haben. Damals durfte kein Priester wagen, einem Kinde Deutschen Geblüts einen fremdländischen Namen zu geben. Davon zeugen die Namenverzeichnisse in den Markbeschreibungen, Kirchen- und Klösterurkunden, aber auch die Urkunden der Städte, Länder, Fürsten und des Reiches. Alle haben Geistliche zu Verfassern; die Namen, die sie enthalten, sind alle rein Deutsch. Als Zeugen der Richtigkeit dieser Behauptung seien hier einige solche Namenverzeichnisse im Auszuge wiedergegeben:

1. Aus der Hamelburger Markbeschreibung vom 8. Okt. 777 in ostfränkischer Mundart: Nidhart, Wesant, Wigant, Sigibot, Swidberaht, Sigo, Hasmar, Swidger, Elting, Egihelm, Gerwig, Guntmunt, Faskolf, Attumar, Bruning, Engilbrecht, Leidrat, Siginant, Adalmar, Landfrid, Eggiolt;
2. die Urkunde Zeuß vom 28. Juni 788 enthält besonders schöne Frauennamen: Ruadhilt, Rihuni, Bilithrud, Elihilt, Leibhilt, Idislint, Fribirg, Adaltrud, Rihdrud, Albtrud, Thiotlind, Frenkin, Ercanhilt, Gisa, Sigidrud, Adalgund, Wigilind, Friduhilt u. a.

Selbst die Priester und Mönche führten Deutsche Namen. Das zeigt die Salzburger Verbrüderungsurkunde von St. Peter nach dem Jahre 1000: Gozbertus, Paltker, Otherus, Adalo, Frouwinmund, Wigo, Witharдus, Peringerus, Ruotbertus, Ebarhardus.

Hier fällt schon die lateinische Endung — us auf. Damit beginnt die katholische Aktion der Kirchen und Klöster in Deutschland.

Auffällig sind jedoch die Namen der Teilnehmer der Synode zu Reims im Jahre 991. Es sind alles Bischöfe des romanisierten Frankenreichs: Guido, d. i. Wido, von Soissons, Ratbod von Noyon, Heriveus, d. i. Herwich von Beauvois, Godesman von Amiens, Adalbero von Laon, Odo von Sentis und der Erzbischof Deibert, d. i. Dagobert von Bourges. Ebenso würdig reihen sich die Bischöfe der Lyoner Synode an: Walter von Autun, Bruno von Langres, Milon von Maçon und der Erzbischof Siguin, d. i. Sigwin von Sens mit den Bischöfen seines Sprengels: Arnulf von Orleans und Herbert von Auxerre; nur einzelne Namen sind verwelscht, die meisten sind Deutsch. Von dieser Zeit an hat die Kirche unermüdlich daran gearbeitet, alles Deutsche aus der Deutschen Namenswelt zu entfernen und

durch Namen aus allen möglichen Sprachen zu ersetzen, durch griechische, lateinische, vor allem aber durch hebräisch-jüdische, ferner durch arabische, persische, keltische und Namen aller andern Völker Europas. So entstand die kirchlich-christliche Namenswelt, die für besonders heilig galt, gegenüber derjenigen der germanischen Urzeit, die für heidnisch und barbarisch-roh angesehen, verworfen und verachtet wurde.

Die ritterlichen Dichter der mittelhochdeutschen (mhd.) Zeit unterstützten dies Streben der Kirche. Davon zeugt der Parcival Wolframs von Eschenbach, während die ewig schönen Volksepen derselben Zeit, das Nibelungen- und das Gudrunlied, an dem alten Deutschen Erbgut festhielten: Wie ungemein lieb heimelt uns die Namenswelt der Nibelungen an: Gunther, Gernot, Giselher, Ute, Kriemhilde, Brunhilde, Hagen, Volker, Etzel, Dancwart, Ortwin, Gero, Ekkewart, Rumolt, Sindolt, Hunolt, Sigemunt, Sigelint, Siegfried, Lüdiger, Lüdigest, Rüdiger, Gotehilde, Dietelinde.

Aus der Gudrun klingt es uns ebenso Deutsch entgegen: Hagen, Siegeband, Hilde, Hettel, Wate, Frute, Horand, Gudrun, Herwig, Ludwig, Hartmut, die wölfische Gerlinde und die treue Hildburg. Nibelungen und Gudrun sind die Heldenlieder der Deutschen Treue, deren Namen Spiegelbilder der uralten Zeiten sind.

Die fahrenden Sänger und Dichter aus dem Volk waren in Rasseempfinden und Sprache dem Deutschen Erbgute eben treuer ergeben geblieben als die vornehmen Ritter. Zur Zeit der Reformation war der Sieg der Kirche vollendet. Die protestantische Kirche half diesen Sieg vervollständigen. Das Nordisch-Heldische ward verdrängt; es galt als barbarisch, germanisch-roh und unfein im Gegensatz zu den christlichen, kirchlichen, heiligen und daher viel wertvolleren Namen des artfremden Auslandes. Ja, diese Vormachtstellung der kirchlichen Namen ist heute noch sehr groß, so daß sie immer noch überwiegen. Unwissenheit, Dummheit und Gleichgültigkeit sind die größten Feinde des Deutschtums. Der Feldherr hat in seinem Aufsatz „Christliche Erbmasse und Volksseele" ganz recht, wenn er sagt: „Die Christenlehre muß das nordische Rasseerbgut im Unterbewußtsein wie mit einer Schleimhaut überdecken, daß es vollständig eingeschläfert wird." Sonst dürfte es nicht möglich sein, daß ein Deutscher Vater voller Stolz sein neugeborenes Söhnlein mit den jüdischen Namen „Hans Jochen" oder sein Töchterlein mit dem ebenso jüdischen „Judith" benennen könnte. Man sollte daraufhin seine eigene Ahnentafel einmal einer strengen Prüfung unterziehen; da könnte man etwas Schönes erleben.

Die jüdischen Namen.

Die jüdischen Namen stammen alle aus der Bibel. Sie sind besonders seit der Bibelübersetzung Luthers ins Deutsche gedrungen und stehen in dem Ruf besonderer Heiligkeit. Einige seien hier namentlich aufgeführt: Johannes, Koseform: Hans; Joseph, Krzg. Seph, Sepp, Seppl; Joachim, Koseform: Jochen; Jakob, Immanuel, Matthias, Thomas.

Von den vielen jüdischen Frauennamen seien hier nur einige der „beliebtesten“ genannt, die heute noch im Deutschen Volke gebräuchlich sind:

Dina, die Richterin; — Elisabeth, die zu Jehovah schwört, und ihre Ableitungen: Elisa, Elise, Ella, Elli, Elly, Elsbeth, Lisbeth; — Esther, der Stern; — Eva, die Mutter der Lebendigen; — Gabriele, die Göttliche; — Johanna, das Geschenk Jehovahs, und ihre Ableitungen Hanna, Hanne, Henny, Jenny, Jeanette; — Judith, die Jüdin, mit der Koseform Jutta; — Magdalene, die aus Magdala Stammende; — Maria, die Bittere, Widerspenstige, Zänkische, hebräisch Mirjam, Nebenform Mariane, Deutsch: Marianne, an Anna angepaßt; — Martha, die Betrübte; — Ruth, die Genügsame; — Susanne, die Lilie, mit den Koseformen: Suse, Sanne, Suschen, Susette und noch viele andere.

Außer dieser Menge jüdischer Namen stürmt auf uns Deutsche noch eine Flut griechischer und lateinischer Namen ein.

Einige beliebte griechische Männernamen sind neben den meistgebrauchtesten Apollonius und Nikolaus. — Alexander, der Männerabwehrende, seine Ableitungen Xander, Zander, Sander, Sanders, Alex, Lex. Andreas, der Mannhafte; — Christian, der Christliche; — Georg Jürgen, der Landmann; — Christoph, der Christusträger; — Gregor, der Wachsame; — Julius, der Jugendliche; — Petrus, Peter, der Fels, Stein; — Philipp, der Pferdefreund, Stephan, der Kranz, mit seinen Ableitungen Steffan, Stoffel, Stöffen.

Frauennamen:

Agathe, die Gute; — Agnes, die Keusche, Reine; — Angele, Angelia, Angelina, Angelika, die Engelhafte; — Christiane, Christine, die Christliche; — Dora, das Geschenk, Dorothea, das Geschenk Gottes; — Eleonora, Leonore, Lenore, die Mitleidige; — Emili, Emilie, die Schmeichlerin; — Eugenie, die Edelgeborene; — Irene, der Friede; — Katharina, die Reine, Kürzungen Käthe, Käte, Kätchen; — Margareta, — e, die Perle, Koseformen: Greta, Grete, Gretchen; — Sophia, Sophie, die Weisheit; — Theodora, Theodoria, die Gottesgabe; — Theresa, — e, die Jägerin und das sprichwörtliche Xanthippe, das gelbe Pferd, das uns als Sinnbild der Zanksucht gilt.

Einige beliebte Vornamen aus dem Lateinischen sind neben dem meistgebrauchtesten Antonius folgende

Männernamen:

Augustus, August, der Erlauchte, Erhabene, mit seinen Ableitungen Augst, Aust, Gust, Gustmann; — Felix, der Glückliche; — Florianus, Florus, der Blühende, Ableitungen: Flor, Flohr, Flory, Flörke, Frörl u. a.; — Martinus, Martin, der Kriegerische, mit vielen Ab-

leitungen, wie Marten, Marte, Martens, Märtens, Märtins u. a.; — Maximilian, der Größte, mit seiner Koseform Max, einem sehr beliebten Vornamen im Deutschen Lande; — Romanus, Roman, der Römer, besonders bei Katholiken beliebt; — Paulus, Paul, der Kleine, Geringe, sehr beliebter Vorname, schon wegen des Apostels Paulus.

Frauennamen:

Amanda, die Geliebte; — Antonie, unerklärt, von Anton abgeleitet; — Augusta, Auguste, die Erhabene, Erlauchte; — Cäcilie, die Blinde; — Clara, Klara, die Berühmte, Helle, mit ihren Koseformen Klärchen, Kläre, Klarissa; — Franziska, die Freie, aus Franz abgeleitet; — Ursula, die Bärin, und noch viele andere.

Noch andere artfremde Vornamen zu betrachten, verbietet der Mangel an Raum. Wir wenden uns jetzt den arteigenen Deutschen Vornamen zu.

Die Deutschen Vornamen.

Wir Deutschen besitzen in unseren arteigenen, angestammten Vornamen einen reichen Namensschatz, eine so einzigartige, ursprüngliche und uralte Namenswelt wie kein anderes Erdenvolk und haben es durchaus nicht nötig, uns mit fremden Federn zu schmücken. Unsere Vornamen sind nicht nur als Sprachgut, sondern auch als Erbgut aus ältester germanischer Vorzeit von ungeheurem Wert. Was unbewußt in unserem Unterbewußtsein schlummert, das wecken sie ins helle Licht des Bewußtseins. Sie geben Zeugnis vom Heldensinn, Denken, Fühlen und Wollen unserer Vorfahren. Sie bestehen aus Wortstämmen, in denen es wiederklingt von Kraft und Stärke, Rat und Tat, Kampf und Sieg, Haß und Neid, Lust und Freud, Not und Leid, Krieg und Frieden, Ruhm und Ehre, Wahrheit und Recht, inniger Frömmigkeit und Gottverbundenheit. Es ist eine wunderbare, hoheitvolle, herrliche Namensgebung ohnegleichen, aus der uns nichts Gemeines und Unedles entgegentritt. Einheitlich in Guß und Geist gleich dem Germanenvolke selbst, ist sie einheitlich in Ursprung und Aussehen, ein sich selbst ähnliches Gebilde. Aus den Männer- wie aus den Frauennamen, aus diesen vielleicht noch in einem höheren Maße, strahlt uns derselbe heldenmütige, hehre Geist, Freiheitdrang und Schönheitsinn entgegen. Ja, ihr Deutschen, ihr könnt stolz sein auf solch ein Erbgut aus grauer Väterzeit! Es ist ein unerschöpflicher Jungbrunnen altdeutscher Art und Kraft und gleichzeitig ein starker Schutzwall gegen Überfremdung und Entartung. Darum fort mit allem, was in unserer Namengebung unser völkisches Erinnern schwächt, unser Deutsches Bewußtsein umnebelt und einschläfert und schließlich unsere Deutsche Volksseele tötet!

Die Deutschen Vornamen sind meistens zweistämmig, nur zwei sind einstämmig, nämlich Ernst und Karl. Die Wortstämme sind oft durch Verkleinerungen, Kürzungen, Zusammenziehungen und Zusammensetzungen so verändert und ihr Sinn so verdunkelt, daß ihr Verständnis durch

besondere Deutungen herbeigeführt werden muß. Das geschieht mit Hilfe der Sprachforschung durch die Namenskunde. Die ganze deutsche Namenskunde kann hier nicht vorgeführt werden. Wir müssen uns auf einige Männer- und Frauennamen beschränken.

Deutsche Männernamen:

Adalbert, Albrecht, Albert bedeuten das gleiche. Sie sind zusammengesetzt aus ahd. adal, mhd. adel Geschlecht, Adel, als Adj. edel und ahd. beraht, mhd. berecht glänzend, das noch in dem nhd. Worte „Pracht" enthalten ist. Der Name Adalbert und seine Nebenformen bedeuten „glänzendes Geschlecht" oder „edler Glanz". Die Zusammensetzungen mit adal waren sehr beliebt und kamen in großer Menge vor, wie: Adalbarn, Adalbrand, Adaldag, Adelfried, Adelgar, Adelgis, Adelgrim, Adelhard, Adalher, Adalram, Adalrich, Adalwalt, Adalwart, Adelwig; Adelheit u. a. — Adalbert und Albrecht kommen häufig in der Deutschen Geschichte vor: Adalbert von Prag wollte den heidnischen Preußen das Christentum aufzwingen und wurde von ihnen erschlagen. — Albrecht der Bär aus dem Hause Askanien gründete die Mark Brandenburg. — Albrecht Dürer war ein großer Deutscher Maler und Bildhauer zur Zeit der Deutschen Reformation.

Adolf ist aus dem Gotischen (got.) atha, ahd. ada und wolf zusammengesetzt. Der Wortstamm ada ist zu ad verkürzt worden, das in anderen Namen ed, od lautet und den edlen Besitz, das adlige Gut bezeichnet. Adolf bedeutet edler, edliger Wolf, der den Besitz schützt. Der Wolf war den Göttern heilig, besonders dem Wodan. Deshalb war er in der Namengebung sehr beliebt. Im Gotischen lautete Adolf Attha — ulf. Athaulf, der König der Westgoten, führte nach Alerichs Tode seinen Stamm nach Südgallien und gründete dort das Westgotenreich. Heute ist der Name Adolf sehr beliebt geworden.

Bernhard ist der Bärenstarke oder -feste. Der Bär, ahd. bero, mhd. ber, galt unseren Vorfahren als der Inbegriff der Kraft und Stärke, und sein Name war in der Namenbildung sehr beliebt. Das beweisen die vielen Bern-Namen, die es gibt: Bernfrid, Beringer, Bernhelm, Bernold, Bernulf, Bernwalt, Bernwart, Berowin u. a. — Koseformen (Kff.) sind: Benno, Bero, Bernd, Berno. — Ein berühmter Feldherr des Dreißigjährigen Krieges war Bernhard von Weimar, der nach dem Tode Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen den Sieg errang; zuletzt war er mit den Franzosen verbündet, er starb aber plötzlich, wie man vermutet, an Gift.

Dietrich, der Volkskönig. Das Wort diet, got. thinda, ahd. diot, mhd. diet heißt Volk und tritt in vielen Namensformen auf: Dietbald, Dietbrecht, Dietfried, Dietger, Dietwart, Dietwin, Dietland, Dietgrim, Diethelm, Dietmar, Dietmund, Dietnand, Dietrand, Dietrat, Dietwig; Theobert, Theofrid, Theudefrid, Theodulf; Dittmar, Dittlof, Dettlev, Ditt-

lieb u. v. a. Der Wortstamm — rich, got. reiks, ahd. rihhi, mhd. riche bedeutet als Subst. König, Herrscher, als Adj. mächtig, reich. Er wird zur Namensbildung häufig gebraucht und war schon in alter Zeit beliebt: Thiudareiks = Theoderich, Alerich, Geiserich, Erwanarich u. a. Der bekannteste Träger des Namens Dietrich war der Ostgotenkönig Theoderich, der Große, der in der Deutschen Sage Dietrich von Bern genannt wurde. Er war ein Volkskönig im wahren Sinne des Wortes.

Ekkehart, Eckhart, der Schwertstarke, denn ahd. ecka, egga, mhd. ecke, egge, eg, asä. eggia bedeutet Ecke, Kante, Spitze, Schärfe, Schneide des Schwertes und das Schwert selbst. Der Wortstamm — hart ist ahd. hart, herti, mhd. hart, herte, asä. hard, got. hardus und ist nhd. hart, fest, tapfer, schnell. Der Name bedeutet also der Schwerttapfere, -feste, -schnelle. Ekkehart hießen vier Mönche im Kloster St. Gallen in der Schweiz, von denen Ekkehart IV. der bedeutendste war. Er war der Lehrer der Herzogin Hedwig von Schwaben auf der Burg Hohentwiel und der Dichter des Walthariliedes, das er in lateinischer Sprache abfaßte und das Viktor von Scheffel in seinem Roman „Ekkehart" ins Deutsche übertragen hat. — Der Thüringer Meister Eckart wird der Vater der deutschen Mystik genannt. Eine niederdeutsche Koseform ist Eike. Der niedersächsische Schöppe Eicke von Repgowe war der Verfasser des berühmten Rechtsbuches „Der Sachsenspiegel". — Die agerm. Form für — ekka war agi, agio hat ebenfalls viele Vornamen gebildet, z. B. Agebald, Ekkebald; Agebert, Ekkebert, Eckbert; Agafrid, Ekkefried, Agihari, Agimar, Ekkemar; Agerich, Agiowald, Eckewald; Agiolf, Agilolf. — Alle diese Namen können in agil- und agin- und egin-Namen verändert werden. So entstehen aus Aginhard Agilhard, Egilhard; aus Agalbert Egilbert, Eilbert usw.

Engelbrecht, Engelbert führt die Kirche auf das griechische angelos Engel, Bote Jehovahs zurück. Wir möchten aber das Wort angil, engil lieber und richtiger auf den germanischen Volksstamm der Angeln beziehen, der nicht nur England besiedelt hat, sondern auch in vielen Gegenden Deutschlands seßhaft ist. Für uns sind deshalb die Engelnamen alle Angelnamen: Angilbert, Angilbrecht, Engelbrecht, -bert; Angilboda, Engelbote; Angilfrid, Engelfried; Angilhart, Engelhart; Angilmar, Engelmar; Angilskalk, Engelschalk; Angilraban, Engelram. Koseformen sind: Angilo, Engilo, Engel. — Die Angeln waren ursprünglich Wiesenbewohner; denn ang, eng bedeutet im Germanischen Wiese. Das beweisen die Worte Engerling, der Wiesenwurm; die Engern, im ahd. Angrivari, an beiden Ufern der Weser. Ingermanland ist ebenfalls das Land der Wiesenleute.

Erich ist eine Zusammenziehung aus ahd. era, mhd. ere, die Ehre, Hilfe, Würde. Mit diesem Wortstamm sind viele Vornamen zusammengesetzt. Erich, ahd. erarich ist der Ehrenreiche. Andere Namen sind: Erabrecht, Ehrenbert, Erhart, Ehrhard; Erinboda, Ehrbod, Ehrenbote; Eraman, Ehrenmann; Erolt, Ehrhold, Erold; Ehrenfried, Erinfrid,

Ernfrid; Ernwin, Erwin, Ehrenwein; Krzg. sind Ero, Erno, Vklf. Eriko, Erko, Erin.

F r o w i n ist der frohe Freund und entstanden aus ahd. fro, frou, asä. fro, frao, mhd. vro froh, fröhlich, heiter, schnell, flink und ahd. asä. wini, mhd. wine der Freund. Der Name Frowin war in ahd. Zeit sehr beliebt, auch in etwas abgeänderter Form, wie Frawi, Frawin, Frouwin, Fruwin, Frowein, Frouwein und sogar in Zusammensetzungen wie Frawiher, Frawinbert, Frowinbert; Frowinsind, Frowinsinda, Frouwinsinda, Frouwinsinde, Frawinbald, Frowinbald u. a. Andere Fro-Bildungen sind Fromund, Frorich, Frorath, Fraurath. Von fro zu unterscheiden ist das ahd. fruot, mhd. vruot, asä. frod, got. froths klug, verständig, weise, das auch in Namen vorkommt: Frodgar, Frodger; Frothar, Frother; Frodrich, Frödrich, Frodulf, Froloff. In Kürzungen als Frohde, Frute, Fraude. Man muß also Frowin von Frodwin genau unterscheiden.

G u n t h e r, G ü n t h e r. Diesem so harmlos klingenden Namen hört und sieht man es nicht an, daß er zur Bezeichnung eines sehr kriegerischen Helden diente. Er lautete germ. Gundahari; gund ist ahd. der Kampf, hari das Heer, gundhari, Gunther, Günther bedeuten demnach Kampf- oder das kämpfende Heer. Gundahari war der König der Burgunden, der sich mit seinem Volke todesmutig in blutiger Schlacht den wilden Hunnen entgegenstellte und ihnen den Übergang über den Rhein wehren wollte, dabei aber den Tod fand. Zahlreiche Namensbildungen mit gund beweisen die Vorliebe der Germanen für Kampf und Streit: Gundebod, Gundobald, Gundobert, Gundolf, Gundamar, Gundamund, Guntram, Guntrat, Guntwin. Gundrun ist in der Sage zu Gudrun geworden und bedeutet das Kampfgeheimnis.

H i l d e b r a n d, heute mehr Familien- als Vorname, ist hochberühmt als der Name des alten Hildebrand, des Waffenmeisters Dietrichs von Bern. Er hat dem Hildebrandsliede, dem einzigen Überrest altgermanischer Heldendichtung, der auf uns gekommen ist, den Namen gegeben. Die beiden Bestandteile dieses schönen Namens sind ahd. hiltja, asä. hild der Kampf und ahd. brand, prant, brant, mhd. brant der Feuerbrant, das brennende, blitzende Schwert; Hildebrand bedeutet demnach das blitzende Kampfschwert. Beide Wortstämme spiegeln ebenfalls den kriegerischen Sinn der Germanen wieder. Die Hilde-Namen waren bei den Germanen sehr zahlreich, besonders als Frauenname; aber auch männliche Hilde-Namen waren häufig: Hildebald, Hildebold, Hildebert, Hildedag, Hildefrid, Hildigar, Hildimann, Hildmar, Hildinod, Hildimund, Hildirich, Hildiward, Hildewig, Hildewin, Hildult; Koseformen sind: Hildo, Hillo, Hiddo, Hild, Hilt, Hilbo, Hibbo. — Auch der zweite Wortstamm brant ist in alten Namen häufig zu finden: Brandiger, Brandemer, Brander, Brandhard, Brandold, Brandulf; auslautend: Adalbrand, Erkanbrand, Dietbrand, Gisbrand, Hadubrand, Heribrand, Liutbrand, Ruodbrand, Sigibrand,

Wigibrand. — Heribrand, Hildebrand, Hedubrand sind Großvater, Vater und Sohn eines Geschlechts. Hadubrand bedeutet ebenfalls Kampfschwert. Die Hadu-Namen waren den Alten ebenso lieb wie die Hilde-Namen: Hadubald, Hadubert, Hadufrid, Hadumar, Haduhart, Hadurich, Haduward, Haduwig, Haduwin, Haduwulf. Koseformen zu hada sind: Hatto, Hetto, Hado, Hadu; eine Vklf. ist Hettel.

Irmin, ahd. asä. irmin groß, erhaben, gewaltig; diente zur Verstärkung oder Verallgemeinerung folgender Begriffe, z. B. irmingot der große, gewaltige Gott, irmindeot, irminthiod das Menschenvolk. Ausdrücke aus dem Hildebrandslied. — Irmin war ursprünglich der Beiname des alten Himmelsgottes Tiwas; er galt als Stammgott der Irminonen oder Herminonen, die im Innern Deutschlands wohnten. Man darf vielleicht mit Recht annehmen, daß die Gallier die Herminonen Chermanones genannt haben, woraus die Römer unter Angleichung an lateinisch germanus erst den Namen Germanen gebildet haben. Darnach wären die Germanen die Großen, Gewaltigen, Erhabenen. Die Irminsul der alten Sachsen war die große, gewaltige Säule ihres Gottes Irmin. In den Irmin-Namen kann der Name irmin leicht durch ermin, erm, hermen, herman ersetzt werden. So entstehen folgende Namen: Irminbald, Irmbold, Hermanbold, Irminbod, Irmenbod, Hermanbot; Irmenbert, Irmbert; Irminfrid, Irmfrid; Hirminger (874), Irminger, Ermenger; Irmingaud, Irmingut, Irmgut; Irminhart, Irmhart; Irminher, Irmer, Hermenhari; Irmrat, Ermanarich, Hermenrich, Ermenrich, der große, gewaltige Herrscher (375), Irminwalt, Irminwalde, Irminolt, Ernoldi, Irmold; Irminwin, Erminwin, Erm-, Irmwin; Krzg. Irminer, Irmin (786), Irmo, Immo, Ermo, Irmino, Ermino, Hermin, Ermin, Zss. Irming, Imming, Emming, Immingo; Vklf. Irmilo, Ermilo, Immle, Imlo, Imiko, Imke, Emke.

Maginhard, Meginhart, Meinhart, die harte, feste Kraft. Megin, Mein sind hervorgegangen aus ahd. magan, megin, mhd. magen Kraft, Stärke. Der zweite Wortstamm — hart ist got. hardus, ahd. mhd. hart stark, fest. Die Namen bedeuten also die starke, feste Kraft. Die Megin-Namen waren im ahd. sehr zahlreich, z. B. Magenpercht, Meginbert, Meinert; Magingast, Megingast, Meingast; Maginger, Meginger, Meinger; Maganfrid, Meginfrid, Meinfried; Maginold, Meinold, Maganulf, Meginulf, Meinolf, -ulf, Magenwald, Meginwalt, Meinwold, Maginwart, Meginwart, Meinwert, Meinwart, Meinert; Magenswind, Meginswind, Meinswint.

Oskar, Oswald, Oswin: Die Namen der obersten Götter Wodan, Donar, Ziu, Fro, Frigga wurden aus religiöser Scheu wenig oder gar nicht zur Namenbildung benutzt. Dafür wandte man den allgemeinen Götternamen und die Benennungen der unteren Götterwesen desto häufiger an. Der allgemeine Göttername war im agerm. ansus, anord. aß,

asä. as, os Gott, daher stammte der Name der Asen oder Ansen; ans- oder asgard war das Götterheim, dahin gehörige Namen waren: Ansobert, Osbert; Ansiprant, Osbrand; Ansgar, Oskar, Anshart, Ansert; Ansker, Anser; Anshelm, Ashelm, Anselm, Ansmar, Asmar, Osmar, Ansmod, Asmuth, Ansmund, Osmund, Ansowald, Oswald; Ansowin, Oswin. Im übertragenen Sinne bedeutet Oskar Gottesspeer, Oswald Gotteswalter oder -hüter, Oswin Gottesfreund. Koseformen sind Anso, Aso, Os, Osso, Osl. Aus alter Zeit ist als Apostel des Nordens der heilige Anskar bekannt.

Reinhard, Reinhold, Reimmar sind Zusammensetzungen mit dem Wortstamm got. ragin, Rat, anord. agerm. regin die Beratschlagenden, d. i. die Götter. Reinhard, Reginhard stark im Rat (der Himmlischen), kühner Ratgeber; Reinhold, Reinold, Reginwald, Ragiwold der Ratswalter; Reimmar, Regimmar der berühmte Ratgeber. Andere Regin-Namen sind: Reginbald, Reinbold, Reinold; Reginbrecht, Reinbrecht, Reinbert; Raginbod, Reginbod, Reinbod; Raginbrand, Rembrandt; Raganfrid, Reginfrid, Reinfrid; Raganhari, Reginheri, Reinher, Reimer; Reginman, Reimann; Raginmund, Reginmund, Reinmund, Reimund; Raginward, Reginard, Reinard. Krzg. sind: Raimo, Reimo, Reino, Reineke. Reinhard mit Vklf. Reineke ist der Name des Fuchses in der Tierfabel. Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln und Kanzler des Deutschen Reiches, war ein hervorragender Feldherr und Staatsmann Friedrich Barbarossas. Er trug sich mit dem Gedanken, eine von Rom unabhängige Deutsche Staatskirche zu gründen. Die Ausführung wurde durch seinen plötzlichen Tod verhindert; er . . . starb . . . am . . . Sumpffieber . . . in Rom. Reimmar der Alte, ein berühmter Minnesänger der mhd. Zeit, war der Lehrmeister Walters von der Vogelweide am Hofe der Babenberger in Wien.

Siegfried. Dieser schöne Name, der in den verschiedensten Formen, wie Siefert, Siebert, Seifert, Seifrid, Siewert, Siegbert vorkommt, ist aus got. sigis ahd. siga, mhd. sige, sic der Sieg und ahd. fridu, mhd, vride, asä. frithu der Friede im Sinne von Sicherheit, Schutz zusammengesetzt. Siegfried war der Hauptheld des fränkischen Sagenkreises und des ersten Teils des Nibelungenliedes „Siegfrieds Tod". Sein Vater hieß Siegmund, seine Mutter Sieglind. Die sigu-Namen waren in alter Zeit ungemein beliebt. Weitere sigu-Namen sind: Sigibald, Siebold, Sebald; Sigibrand, Sigebrand; Sigibrecht, Segebracht, Segebert; Sigibodo, Sigebot; Sigihart, Sigiher, Sigilant, Sigileip; Sigismund, Sigmund; Sigimar, Sigmar; Siginand, Signant; Sigrich, Sigolf, Sigram, Sigrat, Sigulf, Sigurd; Sigiwalt, Sigwalt; Sigwart, Sigiwolf, Sigiwin, Sigwin, Krzg. und Vklf.: Sigo, Siggo, Sieg, Six, Sigilo, Segilo, Sigil, Sibo, Seip, Seeba, Siefo, Seif. — Sigurd lautet der Name Siegfrieds in der nordischen Sage. Seyfried Schweppermann, ein berühmter Ritter aus Nürnberg, gilt nach der Überlieferung als der Sieger in der Schlacht bei Mühldorf i. J. 1322.

Überlieferung sowohl wie der Ausspruch Kaiser Ludwigs des Bayern: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" sind sagenhaft.

Kaiser Sigismund wollte die Kirche meistern, und die Kirche meisterte ihn (Fall Huß).

Thancrat: Hier haben sich ahd. mhd. danc, asä. thank, got. thanks der Dank, Gedanke, Geist, Sinn, die Erinnerung und ahd. mhd. rat, asä. rad, der Rat zusammengefunden und einen wohlklingenden, schönen Namen gebildet, der schon in einer Urkunde d. J. 788 genannt wird. Er bedeutet der denkende, geistvolle Rat und kommt sonst noch in den Wendungen Dankrad, Tankred vor. Andere Namen des Wortstammes thanc sind: Thancbrecht, Dankbrecht, Dankbert; Tankfred, Dankfrid; Tankhert, Dankert; Dankheri, Dankher, Danker; Dankleip, Dankliep, Dankleff; Dankmar (874), Tankmer, Dammer, Tammer; Dankwart, Dankwerth; Krzg. und Vklf. Danko, Dank, Tank; Danchilo, Dankel, Donzo, Denzel, Danzel; Zss. Domming, Tammingo (afries.). Vklf. Damcke, Tamke.

Dragobert, Tragobert, der glänzende Läufer, der laufende Glanz. Dieser uralte Name besteht aus dem agerm. drago, ahd. dregi, dreghi, drigi der Läufer und dem uns schon bekannten beraht, bert der Glanz und war in der alten Zeit sehr beliebt. In verkürzter Form kommt er als Trabert, Träbert vor. Andere Drago-Namen sind die folgenden: Tragabot, Dragheboda (1300—1320), Dragbod; Dracowald, Dragowald, Dragold, Tragold; Drehwin, Dregwein, Tragewin; Tragulf, Dragwulf, Dragulf, Dregholf; Tragebald, Dragobald, Krzg. Drago, Trago, Drake, Drabo, Trappo, Trapp. Eine häufige Zss. war Wolfdregi, Wolfdrigi.

Wisiram, Wisbert, Wisold. Diese alten Namen haben das ahd. mhd. asä. wis, wisi zur Grundlage, das klug, weise, kundig, erfahren bedeutet und in den altdeutschen Namen sehr beliebt war. Wisiram ist der weise Rabe; ram ist aus ahd. rhaban der Rabe gekürzt worden. Der Rabe war einer der Lieblingsvögel Wodans und begleitete ihn auf die Walstatt, das Schlachtfeld. — Wisbert bedeutet der weise Glanz und kommt noch als Wisbraht, Wisbrecht, Wispert vor. — Wisold leitet sich ab aus Wisiwald und bezeichnet den klugen, erfahrenen Walter, verwandte Namen sind: Wisolt, Wieselt, Wisselt, Wissalt. Die Wisi-Namen sind sehr zahlreich. Ohne Deutung seien aufgeführt: Wisger, Wisgar, Weiskar; Wishart, Wisiehart, Wissart, Wissert, Wiesert; Wisheri, Wieser, Weiser; Wisman, Wiesman, Wiesmann, Wißmann; Wisemar, Wismar, Wismer, Wiesmer; Wisinand, Wisnand, Wiesnand; Wisimund, Wismund, Wiesmund; Wisimeot, Wismuth, Wiserad, Wisrath, Wiesrath, Wisolf, Wisulf, Wiesloff; Krzg. und Vklf. Wiso, Wisso, Wisilo, Wisili, Wiesel, Wissel, Weisel, Wisico, Wiske, Wieske.

Wolfgang, Wolfhard, Wolfram. Die Wolf-Namen waren bei den Germanen in allen möglichen Zusammenstellungen gebräuchlich. Die beiden Wölfe Wodans hießen Freki und Geri. Wulfila, der Bischof der Westgoten, ein kappadocischer Christensklave, übersetzte die Bibel ins

Gotische; er brachte den Westgoten das Christentum und weihte sie so dem Untergang. Die Zahl der Wolf-Namen ist groß: Wolfbald, Wolbald; Wolfbero, Wollenbär; Wulfperti (752), Wulfberti (785), Wulfbreht (827), Wolfbert, Wolfert, Wölfert; Wolfbrand, Wollbrand, Wohlbrand (t); Wolfdag, Woldag, Wolltag; Wolfdreghi (764), Wolfdrigi (787, 788); Wolfgang, wie der Wolf geht, der Wolfgänger; Wolfger, Wolfker (787), Wolker; Wolfgis, Wolfhad (787); Wolfgrim, Wolfcrim; Wolfhard, der starke Wolf, Wolfhart (788, 798), Wolfherd (752), Wulfert, Wolfahrt, Wolfert, Wölfert; Wolfhelmi (800), Wolfhelm; Wolfheri (802), Wolfher, Wolfer, Wölfer; Wolfleib, Wulfleib, Wulfleff, Wolleib; Wulflaic, Wölflich; Wolfmer, Wölfmer, Wöllmer; Wolfmunt; Wolfram, der Wolfsrabe, Wolfrat (787), Wolfrad, Wolfrath, Wolfraht; Wohlfahrt, Wolfholt (788), Wolfhold; Wolfrid, Wolfward, Wölfert, Wolfwart, Wollwarth, Wolfrich (888). Krzg. und Vklf. Wulfo, Wulf, Wolf, Wölfin, Wulfin, Wülflin, Wulfilo, Wölfle, Wülfli, Wölfel, Wölflein; Zss. Wölfling, Wolflicho, Wolfliko, Wölfke, Wölfken. Im Auslaut kommt der Wortstamm Wolf 144mal vor: Hartwolf, Landolf, Dierolf, Markoff, Gangauf, Rudolf, Rudloff, Gerloff u. a.

Deutsche Frauennamen:

Adelheid. Die weiblichen adal-Namen waren in alter Zeit ungemein zahlreich und beliebt. Sie kamen in allen möglichen Zusammensetzungen vor. Die beliebtesten waren folgende: Adalbalda, Adelbalde; Adelberta, Adalberte, Alberta, Albertine; Adalberge, Adalburge; Adelburg, Alburga, Alburge; Adelgarda, Adelgard, Algart; Adelgauda, Adelgaud (788), Adelgaude; Adalgunda, Adelgunde, Adelgund; Adalheide, Adalheid, Adelheid, Adelheide; Adalhiltja, Adalhilt, Adalhilde, Adelhild; Adelinde, Adellinde, Adellind; Adalmara, Adelmare, Almare; Adelmunda, Adelmunde, Elelmunde; Adelmuote, Adelmute, Adalswintha, Adelswind (788), Adelswinde; Adaltrud, Adeltrud, Adeldrud, Altrut, Adeltraute, Edeltraut, Edeldrude; Adalwige, Adelwige, Alwige; Adalwine, Alwine; Krzg. Adala, Adele, Edila, Adela; Vklf. Aedelina, Edeline, Adelma, Adalma, Alma.

Bilimuthe, Bilitrud; ahd. bihal, die spaltende Waffe, mhd. bil, asä. bilin das Beil, die Streitaxt; ahd. billi, asä. bil das Schwert. Im Hildebrandsl. 54 heißt es: „breton mit sinan billiu.“ Zerschmettern mit seinem Schwerte (oder seiner Streitaxt). Zahlreiche Namen: Bilifrida, Bilfride, Biligarda, Bilgard, Bilgart, Biligarde; Biliharda, Bilhardi; Bilihilda, Bilihilt (800), Bilhilt; Bilimara, Balmare; Bilimunda, Bilmund; Bilimuthe, Bilimuota, Bilmude die Schwertmutige; Bilithrud (788), Bilidrud (788) die Schwertdrud, Bilitrud die Schwertvertraute. Krzg. Bilia, Bila.

Blididrud: ahd. blidi, mhd. blide, asä. blithi heiter, froh, fröhlich, freundlich von ahd. blidjan, blidan fröhlich sein, ahd. blidida die Fröhlichkeit, Heiterkeit: Bliditbrud (802), Blidrud die freundliche Zauberin;

Blidifrida, Blidfriede; Blidigarda, Blidgart; Blidihilda, Blidihilt; Blidimuota, Blidmute; Blidiwina, Blidwine, Blidewulfa; Krzg. Blida, Blide, Bleidila, Bleila.

Die drud-Namen. In der Vorzeit verehrten die Germanen viele geheimnisvolle Wesen von übermenschlicher Kraft, die den Menschen Gutes taten. Solche Wesen waren z. B. die Druden. Sie hatten ihren Namen von dem altgermanischen Worte thruthis, druda, das die Kraft, Stärke bedeutete. Das waren Wesen ähnlich den germ. Idisi und den anord. Walkyren, von denen eine den nord. Namen thrude führte. Weil die zum Christentum bekehrten Germanen den altgewohnten Namen treu blieben, so stempelte die Kirche die Druden zu Zauberwesen und Hexen und kleidete sie in ein Gewand des Abstoßenden und Unheimlichen. Da aber die Deutschen trotzdem an ihren alten Namen festhielten, nahm die Kirche den drud-Namen das Unheimliche, indem sie ihnen den Sinn des ahd. drut vertraut, lieb unterlegte und so aus einem unheimlichen Wesen ein vertrautes, liebes machte. So wurde aus einer Speerzauberin Gerdrud eine Speervertraute Gertrud, Gertraut, aus Bilithrud die Schwertzauberin eine Bilitraut, die Schwertvertraute. Anlautende drud-Namen sind: Drudberchta, Trudberte, Trautberta; Drudberga, Trudberg, Trautberga; Drudburga, Trudburga, Trautburg; Drudhilda, Trudhild, Trauthilt; Drudlinda; Trutlint, Trautlint; Drudmara, Trudmara, Trautmare; Drudsinta, Trudsinth, Trautsinta; Drudwalda, Trudholde, Trautholde; Drudulfa; Trudolfa, Trautulfa; Krzg. Drude, Drute, Trude, Trauta, Traute, Trute, Vklf. Drudi, Trudi, Trudile, Trudchen, Trautchen.

Auslautende drud-Namen: Edeltraut, Bilidrud, Blididrud, Gertraud, Gertrud, Sigdrud, Richdrude u. a.

Erkanliuba, Erkenliebe. Ein im Althochdeutschen sehr viel gebrauchter Verstärkungausdruck war das ahd. erkan, mhd. erken echt, rein, erhaben, vollkommen, recht, wahr, das schon im got. als nirkneis rein, heilig vorkam. Besonders in der ahd. Zeit war es in Männer- und Frauennamen beliebt. Hier seien einige Frauennamen aufgeführt: Erkanbolda, Erkenbolde; Erkanberachta, Erkenberta; Erkanberga, Erkenberge; Erkanfrida, Erkenfride; Erkanfleda, Erkenflede; Erkangard, Erkengard; Erkanheida, Erkenheit, Erkanhilde; Erkanhilt (888); Erkanhalda, Erkenhalde; Erkanhulda, Erkenhulde; Erkanliuba, Erkenliebe die reine, wahre Liebe; Erkanmara, Erkanmare; Erkanmunda, Erkanmunde, Erkenmunde; Erkanrada, Erkenrade; Erkanruna, Erkenrune; Erkanswintha, Erkenswinde, Erkenswind; Erkanwalda, Erkenwalde; Erkanwiga; Erkenwige; Erkanwina, Erkenweine, Erkanthrude, Erkendrud, Erkandruth, Erkentrut, Erkendrut (802); Krzg. Erkana, Erkane, Herchane.

Fagina, die Frohe, Freudige. Der Wortstamm fag rührt von ahd. fahen sich freuen, fagenaz froh, freudig her. Er kommt jetzt in Familiennamen vor. Gebräuchlich war der Wortstamm ohne und mit n: Fagharta;

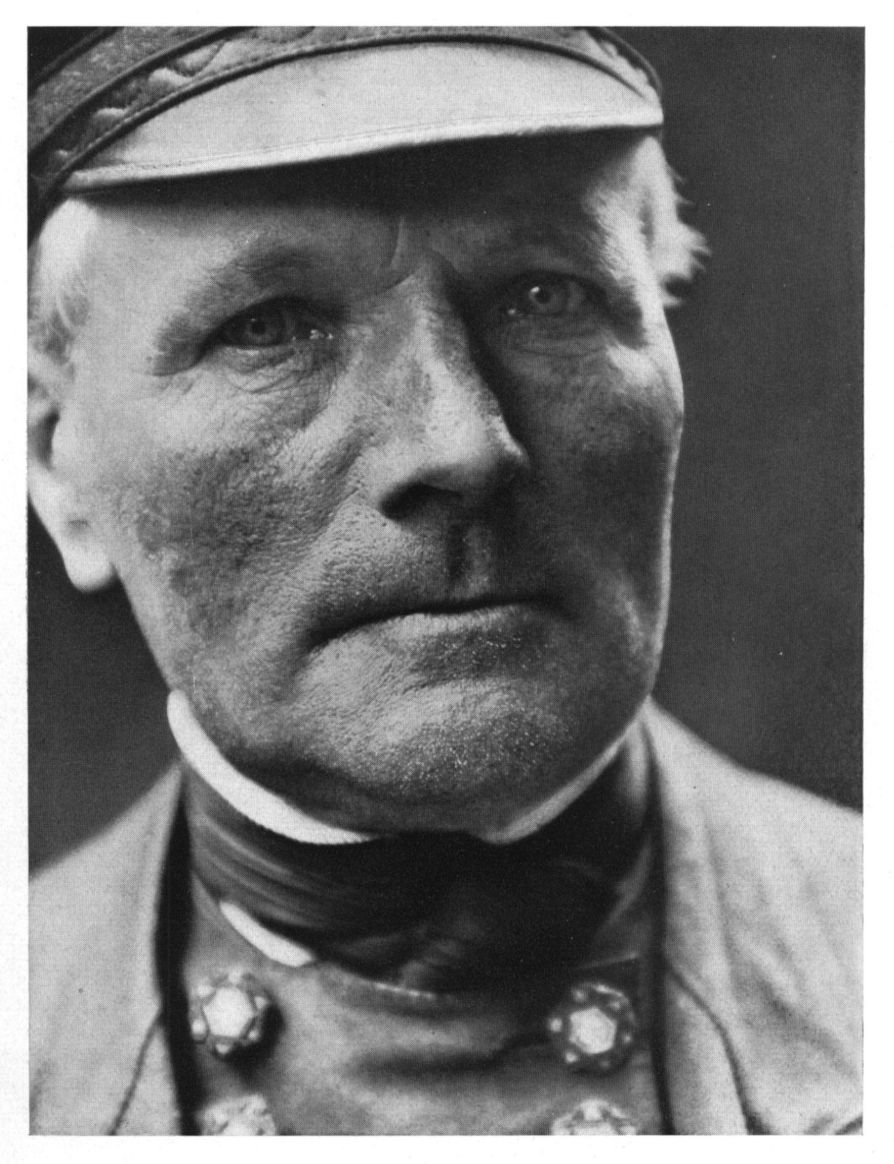


Foto: Erich Retzlaff

Bückeburger Bauer

Faginhilde, Faginhilt; Faginholda, Faginolde; Faginrada, Faginrade; Faginswintha, Faginswinde; Krzg. Faga, Fage, Fegina.

Fastmunde, die feste, standhafte Schützerin. Fastrade, die feste, bewährte Ratgeberin. Der anlautende Wortstamm fast rührt her vom ahd. festi, mhd. vesti, namentlich aus dem asä. fast, nord. fasto fest, standhaft und war in Männer- wie in Frauennamen üblich: Fastmunda, Fastmunde, Fastmunte; Fastrada, Fastrade, Festrade; Fasthilda, Festhild, Fasthilt, Festilt; Krzg. Fasta, Fastja, Festa, Festja.

Fladeberta, die schöne Glänzende, got. fled, ahd. flat, mhd. vlat bedeutet die Schönheit, Reinheit, Sauberkeit, und kommt heute nur noch in den beiden Wörtern Unflat und unflätig unrein, unsauber vor. Ein heute noch gebräuchlicher Familienname ist Fläderich. Weibliche Flat-Namen sind folgende: Fladeberta, Fladberta; Fladeburge, Fladburg; Fladeheide, Fladheit; Fladelinda, Flatlind; Fladasintha, Fladsint; Fladaswintha, Fladswind; Fladawiga, Fladwige; Krzg. Flada, Flade, Fleda, Flede.

Geilharda. Die Fröhlichharte, Übermütigstarke. Was unseren germ. Vorfahren besonders lieb und wert war, das suchte die römische Kirche zu verdrängen, zu vernichten oder gar zu schächten. Deshalb sind nicht nur viele Sitten und Gebräuche unserer Vorderen gänzlich verschwunden, sondern auch aus ihrer Sprache viele Ausdrücke verdrängt worden, die der Kirche gar zu anstößig erschienen. Solch ein Wort war z. B. das agerm. gailas, das im ahd. gail, geil, im mhd. geil, im asä. gal lautete und ausgelassen, übermütig, fröhlich, freudig bedeutete und auch in Subst. vorkam, ahd. geili, asä. gal Übermut. Erst durch die Kirche wurden diese Worte ihres reinen Charakters entkleidet oder ganz verdrängt. Im Deutschen erhielt das Wort geil eine unsittliche Nebenbedeutung; im Plattdeutschen, Niederländischen, Dänischen erhielt es die Bedeutung von unsittlich, im Finnischen von jähzornig, wütend, scharf, schmerzlich, im mhd. bezeichnete geil, geile etwas ganz Unkeusches, Unheiliges, Unreines. Hier seien einige besonders wohlklingende Frauennamen genannt: Gailharda, Geilharde; Geilmara, Geilmare, Gelmare, Gailamara; Geilamunda, Geilmunde; Geilawina, Gelwina, Gelwine; Geilwine. Krzg. Geila, Geile, Keyla, Gala, Gailma, Geilma, Gelma; Vklf. Geilina.

Godhilde, Godlinde. Der edle Germanenstamm der Goten blieb nach seinem Untergang noch lange bei den Deutschen in guter Erinnerung, und häufig wurde der Gotenname zur Namenbildung verwandt. Allmählich verblaßte aber diese Erinnerung und der Wortstamm god nahm die Deutung des ahd. guod, guot, got, mhd. guot, asä. god, pld. gaud, god, gut, tüchtig an. Im Jahre 1000 schrieb man noch Cotafrid, später hieß der Name Guatfrid, schließlich wurde aus ihm ein Gottfried. So wurde aus einem Gotenfriede ein guter Frieden, um sich in einen Gottesfrieden zu wandeln. Wir wollen die Beziehung zu den Goten aufrechterhalten und höchstens den Wortstamm god mit nhd. gut wiedergeben. Demnach be-

deutet Godhilde die Gotenkämpferin, Godlinde die Gotenschlange. Andere Goda-Frauennamen: Gödebalda, Gotbalde; Godaberta, Gotberta; Godafleda, Godflede, Gotflede; Godafrida, Gotfride, Godfride; Godahilda, Gothilt, Godhilde; Godaharda, Gotharde, Gotarda; Godahelfa, God-, Gothilfe; Godalewa, Gotlewe, Godleiba, Godaliuba; Gottliebe, Godlint; Goderada, Got-, Godrade; Godmara, Got-, Godmare, Godalinda, Got-, Godlind, Godelinde; God-, Gotrun; Gotburga; Godewalda, Gotwalde; Godewine, Godawina, Got-, Godwine, Gowine, Godulfa, Godolfa, Godloffa; Godurna, Got-, Godurn. Krzg. Guda, Goda, Gota, Goti, Godi. Vklf. Godeline, Gudolina, Godelinchen.

H e i d t h r u d , H e i d r u n , germ. haidhus, got. haidus, ahd. mhd. heit, asä. hed war dem Germanen ein Ausdruck, der für ihn einen reichen Sinn umschloß. Was bedeutete er alles? Art, Wesen, Aussehen, Rang, Stand, Person, Geschlecht, Ordnung; er ist in den nhd. Nachsilben heit und keit erhalten, z. B. Schönheit, schönes Aussehen, Munterkeit, munteres Wesen und in dem Adj. ahd. haitar, mhd. heiter, asä. hedar heiter; endlich in dem Subst. der Heide, d. i. jemand, der seine alte angestammte Art, sein ursprüngliches Wesen bewahrt hat und in dem Subst. die Heide, d. i. heiteres unbebautes Land, Feld. Es folgen eine Anzahl Frauennamen mit dem Wortstamm heid, heit: Heidebrechta, Heidberte; Heidfunsa, Heitfunse die Artbereite; Heidemunda, Heidemunte; Heidelinda, Heidlint; Heidsinda, Heidsint; Heidswinda, Heidswinde, Heitswint; Heidthrud, Heidtrud; Heidruna, Heideruna, Heidrun; Heidwige, Heidwig, Hedwig; Heidulfa, Heidolfa, Heidwulfa. Krzg. Heida, Heide, Heite, Haida, Hayda; Vklf. Heidika, Heidchen, Heitchen, Haidenrika, Heidenrika. Krzg. Heidena, Haydena, Heidene.

C h l o d e h i l d a , Klothilde, Luthilt, die berühmte Kämpferin. Der anlautende Wortstamm: afränk. clot, ahd. hlut, mhd. lut, asä. hlud bedeutet der Ruhm, berühmt, laut und kommt in Namen als chlod oder als lud, lut vor und ist ebenso häufig in Männer- wie in Frauennamen. Hier seien einige Frauennamen genannt: Chlodberta, Chlotberta, Ludberta, Lutberte; Chlodberga, Chlodberge, Ludberga, Lutberge; Chlodeburga, Chlodgart, Ludgarde, Lutgart; Chlodehilda, Klothilde, Luthilde, Luthilt; Chlodemara, Klotmara, Ludmare, Lutmare; Chlotewalde, Chlotwalde, Ludalda, Lutalde; Chlodebalda, Chlotebalde, Lutpolda, Lutpolde, Lupolde; Chlodewiga, Chlodewige, Lutwige, Luwiga, Ludowica; Chlodetrudis, Chlodrut, Ludrut, Lutrut; Chlodewina, Chlodwine, Kludwine, Lud-, Lulwine; Chlodwulfa, Klodolfe, Lud-, Lutolfa; Chlodharda, Klotarde, Kludarte, Ludharda, Lutarde; Krzg. Chloda, Kloda, Klode, Luta, Vklf. Luisa, Luise aus fränkisch Chlowis, pld. Lowise.

I d u n a , die Göttin der ewigen Jugend. Ida, die Jugendliche. Zugrunde liegt der Name „Idisi", der Frau, Weib, geheimnisvolles Wesen bedeutet und gleich den Druden verehrt wurde.

Eiris sazun idisi / sazun hera duoder.
suma hapt heptidun, / suma heri lezidun,
sumo clubudun / umbi cuniowidi:
insprino haptbandun, / invar vigandun!

Einst saßen Idisi, / saßen hier und dort.
Die einen hefteten Bande, / die andern hielten das Heer[1] auf,
noch andere klaubten / an den Fesseln herum:
Entspring' Haftbanden, / entfahr' Feinden!

Handschrift des 10. Jahrh. Fränkisch. In Merseburg aufbewahrt.

Id-Namen sind folgende: Idberga, Idburga, Idfride, Idislint (788); Krzg. Ida, Ita, Iduna, Idisa.

I n g e b u r g , I n g r i d , I n g e h e r t a. Der anlautende Wortstamm ing bildet den Namen eines andern Stammgottes der Germanen des Ingo oder Ingwio, von dem die Ingwäonen abstammen. Frauennamen, die hierhin gehören, sind: Ingobalda, Ingbolda, Ingbolde; Ingoberta, Ingberte; Ingeburge, Ingeburg, Ingeborg (nord.), Engeburg; Ingeberga, Ingberga, Ingebergi; Ingefrida, Ingfride; Ingeharta, Ingeharte; Ingehilda, Inghilt; Ingorida, Ingrid, die göttliche Reiterin; Ingmunda, Ingmunde; Ingomara, Ingmare, Ingowalda, Ingwalde, Ingolde; Ingruna, Ingrun; Ingulfa, Ingolfa; Krzg. Inga, Inge, Ingwa, Enga.

L i o b g a r d , L i e b h e i d , L i e b t r a u t e. Der anlautende Wortstamm ahd. liob, liub, mhd. liep, asä. liof, lief, got. liufs heißt lieb, angenehm, geliebt, der, die, das Geliebte, und kommt in vielen Namen vor: Liobalah (837), das geliebte Heiligtum; Liobalda, Liebalde, Libolde; Lioberga, Lieberge, Liberge; Liobgerda, Liebgart, Libgart; Liobheid, Liebheid, Libheit, Liobharda, Liebharte, Libharte; Liobhilda, Liebhilt, Libhilt; Lioblinda, Lieblint, Liblind; Liubsinda, Liebsinde, Libsint; Liubswintha, Liebswinde, Libswind; Liobdrud, Liebtrud, Liebtraute; Liobwina, Liebwine, Liubwine, Libwine; Liobulfe, Liubulfa, Liebolta; Krzg. Lioba, Liuba, Leoba, Leuba, Lieba, Liebe; Vklf. Liobi, Liubi, Leobi, Liubila, Lieble, Liubicha, Liebica, Liobune, Liobuna, Lubuna, Leobuni (788), Liebchen.

M a t h i l d e. Der Wortstamm mat geht entweder auf das allgemein germ. mahtis, mahtus, got. mahts, ahd. mhd. asä. maht die Macht, Kraft zurück — demnach hieße Mechthilde die mächtige, kräftige Kämpferin — oder auf das allgemein germ. matha, mathla, got. mathl, ahd. asä, mahal Versammlung-, Gericht-, Beratungplatz des Volkes; Versammlung, Rede, Rechtssache, Recht, Vortrag. Danach könnte Mathilde als die Kämpferin für Recht und Gerechtigkeit gelten. Macht-Namen sind: Mahtgunda, Machtgund, Mathgund; Mehthilda, Mechtildis, Machthilde, Mechthilde, Mechthild,

[1] Das feindliche ist gemeint.

Mechtild, Mathilde; Mahtswinda, Mateswind; Krzg. Mehta, Mechta, Matta. Mathal-Namen: Madalberta, Mahalberte, Malberta, Madeberta, Madberta; Madeberga, Madberge, Madalberga, Mahalberge, Mahlberge; Madefriede, Madalfride, Mehalfride, Madfriede; Madalgunda, Mathgunde; Malmund, Madalruna, Mahalruna, Malrune; Madalsinda, Mahalsinda, Malsinde, Madsinda, Madsinde; Mataswintha, Mataswint, Madalswinthe, Mehalswind, Malswint; Madalwina, Mahalwina, Malwine; Madaldruda, Mahaltrut, Maltrut. Jede Mahalstätte hatte einen guten, hütenden Geist, das war die Madaldrud, die Mahaltrude.

Nodburga, ein beliebter Name in der alten Zeit. Bedeutung: Die Retterin in der Not. Andere Nod-Namen: Notbalde, Notberta, Nothelma, Notharda, Notrada, Notmunde, Notwalde, Notwulfa, Notulfa; Notolfe; Nothelfe; Krzg. Noda, Nota, Vklf. Nötli, Nödli, Nödeli.

Odelrike, Ulrike, Uta, Ute, ahd. uodal, asä. othil, in Namen zusammengezogen zu ul, ol ist besonders in Männernamen gebräuchlich, paßt auch eher für Männernamen, da es das Erbgut, der Landsitz, das Gut, die Heimat bezeichnet, ist aber auch in Frauennamen üblich, von denen hier einige folgen mögen: Odalberta, Ohlberte, Ulberta; Odalfrida, Ohlfride, Ulfride; Odalgerda, Odalgert, Ohlgert, Ulgerti, Ulgerta, Odelsarda, Ohlharte, Ohlherda, Ulherte; Odalrihhe, Odalrike, Ulrika, Ulrike; Odalwiga, Ohlwige, Ulwige; Uodalwina, Odelwine, Ohlwine, Ulwine; Krzg. Udila, Odala, Ottilie, Ottilia, Otta, Ota, Oda, Uda, Ute, Ude, Uthe; Vklf. Ulli, Ully, Uhly, Ulle.

Runiberte, Rungert, Runhilt. Überall, wo die Germanen gewandert waren oder gesiedelt hatten, hinterließen sie geheimnisvolle Schriftzeichen, die Runen. Das Wort kommt in allen germ. Sprachen vor: ahd. mhd. asä. got. runa das Geheimnis, die geheime Weisheit, die Rune, unser nhd. raunen, ahd. runen, asä. runon, runian, flüstern, geheimnisvoll, leise sprechen. Namen: Runiberta, Runberte; Runiberga, Runberga, Runigerda, Runogert; Runigunde, Rungund; Runihilde, Runhilt; Runwalda, Runiwalda, Runolde; Runiwulfa, Runolfe, Runulfa; Krzg. Runa, Rune; Vklf. Runika.

Swanhilt. Der Schwan war den Germanen heilig; sein Name wurde gern in Frauennamen angewandt: Swanburga, Schwanburg; Swangerda, Schwangert; Swanhildis, Swanhild, Schwanhilt war eine Walkyre; Krzg. Swana, Schwane; Vklf. Swanucha (788), Swantje, Swentje.

Swindberta. Die Frauen sind besonders schnell, hurtig, behende, geschwind; dafür hatten die Germanen einen zusammenfassenden Wortstamm: swenthjas, ahd. mhd. swinte, asä. swinth, swinthi, got. swinths. Im asä. nannte man die rechte Hand swinthra, die Geschwinde. Das Wort wurde im Anlaut wie im Auslaut der Namen gleich gebraucht. Anlautend: Swindberta, Swidberte, Suitberta; Swindfrida, Swidfride;

Swindharda, Swidharte; Auslautend: Analaswinthe; Dankswinda, Theodeswinda, Dietswind; Williswinda, Wigswint, Wolfwint; Krzg. Swinda, Swinta, Schwinde, Swinne; Geschwide; Vklf. Swindika, Swindja, Swidja.

Zeizburg, Zeizfleda. Ein im Deutschen Lande sehr selten gewordener Name — er kommt nur noch als Familienname (Rostock) und als Ortsname Zeitz (Provinz Sachsen) vor — ist der Vorname Zeiz, Zeize, und die Zusammensetzungen mit zeiz: germ. teitas, ahd. zeiz, anord. teits zart, angenehm, lieb, lieblich, heiter, froh. Zeiz-Namen sind folgende: Zeizberga; Zeizburge, Zeizburg, Zeizfleda, Zeizflat; Zeizhilda, Zeizhilt (955); Zeizlinda, Zeizlint. Krzg. Zeiza. Dieser Wortstamm eignet sich besonders dazu, um Namen zu bilden; auch im Auslaut könnte er leicht Verwendung finden; z. B. Adalzeize, Friduzeiza, Willizeiza, Wunnizeiza u. a.

Damit sind wir am Ende unserer Betrachtung, in der wir nur eine kleine Auswahl reindeutscher, arteigener Vornamen bringen konnten. Es ist eine lohnende, fruchtbringende Arbeit, in diese reiche Welt zu dringen und so die deckende „Schleimschicht" von der nur schlummernden Vergangenheit zu ziehen, die dann aus dunklem Grabe hervorsteigt und uns manche wundersame Kunde aus alten, längst vergangenen Zeiten gibt.

Abkürzungen:

Adj. = Adjektiv = Eigenschaftswort.
agerm. = altgermanisch.
ahd. = althochdeutsch.
and. = altniederdeutsch.
anord. = altnordisch.
asä. = altsächsisch.
dtsch. = Deutsch.
Krzg. = Kürzung.
germ. = germanisch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
nhd. = neuhochdeutsch.
nord. = nordisch.
pld. = plattdeutsch.
sbst. = Sbst. = Substantiv, Dingwort.
Vklf. = Verkleinerungsform.
Zss. = Zusammensetzung.

Aussprache:

hh = ch, ht = cht, rihhi = richi, aht = acht, z = ß, daz = daß.

Die Zahlen hinter den Namen beziehen sich auf das Jahr, in dem ein solcher Name in den ahd. Urkunden vorkommt.

Dem Lehrer Des Deutschen Volkes Jugendwart

Dir ist sie anvertraut —
die kleine — feine Kinderseele.
Des Volkes junges Reis, so rein und zart,
wächst unter Deinen fürsorglichen Händen
zum jungen Baum! — — —
Vertrauen bringt Dir dieses kleine Weltenwunder,
aus einem Herzen ohne Arg und List entgegen;
Du hast Dich würdig jedem einzelnen zu geben. —
Du, Lehrer — Volkes Jugendwart!
Führ' aus der Enge kindlichen Geschehens
die junge Seele
zu höchsten Höhen edlen Menschentums —
zu wahrer gottgewollter Freiheit! — — —
Doch mußt Du selber sein ein Freier unter Freien!
Verwurzelt in des Volkes uraltem heiligem Gesetz,
das Deutsches Blut und Erbgut schuf!
Nur dann weckst Du das schlummernde Erkennen
vom ew'gen Kreislauf Deutschen Seins!
In Deutscher Freiheit!
Deutscher Wahrheit!
Deutschem Erbstolz!
Dir selbst
und Deinem Volk zum Ruhm!

Günther-Günthershausen

Wege zur Deutschen Ahnenstätte

Von Reg.-Baumeister Fritz Kretschmer

Der Friedhof als Kulturzeuge.

Wohl nirgendwo wird uns ein so treffendes Bild über den Stand der Kultur eines Volkes vermittelt als auf seinen Friedhöfen.

Große Werke der Architektur, der Bildhauerkunst, der Malerei sind oft genug Leistungen von wenigen einzelnen, die der Zeit vorauseilen, oder die Geschmacksäußerung einflußreicher, sozusagen herrschender Schichten.

Siedlungen und Wohnhäuser sind zu sehr zweckbedingt, als daß sie der Auswirkung des Kunstgeschmackes jedes Volksgenossen genügend Spielraum lassen.

Beim Friedhof aber kommt dieser und seine sittliche Auffassung in weitem Maße zu Wort. Der reine Zweck, die Totenbestattung, tritt zurück vor Äußerungen und Handlungen, die sich nur aus weltanschaulicher (religiöser) Grundlage erklären lassen, d. h. die ein Ausfluß des Seelenlebens des Volkes sind.

Aus der Art der Totenehrung kann man tiefe Rückschlüsse auf den sittlichen Stand des einzelnen und der Volksgruppe ziehen: Ehrfurcht vor dem Tode, Angst, Gottesstolz, Aberglaube spiegeln sich darin ebenso wider, wie Liebe, Gefühllosigkeit, Protzsucht, Ehrlichkeit und Verlogenheit. Die Grabanlagen vermögen ein Zeugnis von der Verwahrlosung eines Volkes und seiner Zerrissenheit abzulegen, wie sie andererseits ein deutliches Sinnbild des Gemeinschaftgeistes, der Zucht und der Ordnung sein können.

Unter der Auswirkung des Gestaltungwillens ergibt sich aus diesen seelischen Umständen das, was wir „Friedhofskunst“ nennen.

Diese Erkenntnis ist heute noch weiten Kreisen unseres Volkes fremd. So erklärt sich auch die Gleichgültigkeit, mit der jene oft genug dem allgemeinen Friedhofsfragen gegenüberstehen und ihre Lösung den Fachleuten überlassen. Deren Arbeit wird aber erst dann der gewünschte große Erfolg beschieden sein, wenn die Schar der Volksgenossen wächst, die sich als lebendige Glieder eines Volkes an dessen Kultur *mit verantlich und damit verpflichtet fühlen*, auch der *Friedhofskunst ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie tätig zu fördern*. Erst wenn eine *Volksbewegung* daraus wird, kann es gelingen, die heutigen, noch recht unbefriedigenden Zustände zu überwinden.

Der Verfall der Friedhofskunst und seine Ursachen.

Wenn wir auf die Friedhofskunst früherer Jahrhunderte blicken, werden wir einen besonderen Tiefstand zu Beginn des unsrigen feststellen müssen. Wer kümmerte sich auch um den Friedhof, wenn er es nicht gerade mußte? Verwahrloste Gräber und Grabzeichen auf alten Feldern, auf den neueren protzige Aufbauten und geschmacklose Denkmale; unechte Werkstoffe statt echter; Terrazzo und Zementstücke statt Naturstein; zersprungene Glastafeln, zerschlagene Porzellanengel statt werkstoffsgerechter Steinmetzarbeit; Kies statt bepflanzter Beete; Durcheinander und Unruhe statt Ordnung und Frieden in den Gräberfeldern; wildwuchernde Gebüsche neben starren und fremden Gittereinfassungen — dies und anderes Schlimme waren doch die Kennzeichen der Friedhöfe jener Zeit!

Wie war es nur dazu gekommen?

Der Grund zu solcher Gestaltung liegt darin, daß es dem Volke an inneren Beziehungen zum Friedhof und zum Grabmal fehlte. Einmal brachte die künstlich anerzogene Furcht vor dem Tode, welcher ja nach christlicher Lehre „der Sünde Sold ist", es mit sich, geflissentlich dieses Gebiet zu meiden. Es war ja die „Beinstatt", der Ort des Grauens, wo nachts ein aus Höllenangst und Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode geborener finsterer Aberglaube die Geister der Abgeschiedenen und den Sensenmann selbst ihr Wesen treiben ließ.

Zum anderen war der Mensch in der „liberalistischen" Zeit, in welcher der Geldbeutel alles regierte, den idealen Dingen und somit auch der Kunst entfremdet worden. Die Kunst war, wie es im Sprichwort heißt, „brotlos", sie „brachte nichts ein", und infolgedessen hatte man keinen Anlaß, sich mit ihr näher zu befassen. Man betrachtete sie bestenfalls als Unterhaltung oder benutzte sie zur Ausschmückung und Verschönerung eines Rahmens, der wiederum einen recht ungeistigen (materiellen) Inhalt hatte.

Unter dieser Einstellung mußte natürlich auch die Friedhofskunst leiden.

Zwar hatte das große Erlebnis des Weltkrieges, der in so viele Sippen schmerzvolle Lücken riß und den begrenzten Wert stofflicher Güter zeigte, und der auf der anderen Seite dem Soldaten an der Front das Herz für wahres, unverfälschtes Gotterleben öffnete, die geistige Grundstimmung vielfach geändert. Aber das Volk vergißt leicht, und die überstaatlichen Drahtzieher haben sich die größte Mühe gegeben, durch einen wahren Teufelssabbat von Revolution, Inflation, Deflation und entsprechende suggestive Schlagzeilen in der Presse dieses Vergessen mit allem Nachdruck zu fördern. Die Bestrebungen der Friedhofsgestalter unter der Führung des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal fanden daher wenig fruchtbaren Boden. Zwar stellen wir als Ergebnis auf unseren heutigen Friedhöfen gute Anordnungen und Aufteilungen der Felder fest, wir sehen



Das Wettersteingebirge bei Klais — Gemälde von Lina Richter

Schöner Morgen

Der Himmel war von goldener Glut durchflossen,
ein sanfter Wind nahm zarte Schleier fort
und aus dem heißen Sonnenkelch ergossen
sich helle Strahlen über jeden Ort.

Wie glüht und lebt da alles in der Runde,
und selig sucht ein jedes nun das Licht,
das uns in dieser frühen Morgenstunde
der Schönheit Freuden in das Tagwerk flicht.

Karl v. Unruh



Steine, an denen vom geschmacklichen Standpunkt nichts auszusetzen ist, aber der größte Teil von ihnen läßt uns kalt. Es ist nicht möglich, ihnen innerlich näherzukommen oder sie zu uns in besondere Beziehung zu bringen, denn aus ihnen spricht oft eine kalte Kunst, der es an tiefer Empfindung und Herzlichkeit fehlt. Die Mehrzahl der Grabmale ist aus geschmacklichen und schönheitlichen (ästhetisch-formalen) Gesichtspunkten heraus geschaffen, nicht etwa aus einem Bedürfnis, dem Toten einen wirklichen Erinnerungstein zu setzen, und damit die Beziehungen, die den Lebenden an die Umwelt knüpften, über das Grab hinaus in gewisser Weise festzuhalten und fortzusetzen.

Reihen- und gruppenweise ähnelt ein Grabstein, einschließlich des als Sinnbild verwendeten christlichen Kreuzes dem andern so sehr, daß etwas Geistloseres und Langweiligeres kaum zu finden ist. Die einebnende Wirkung des Christentums zum Herdenmenschen macht sich auch hier bemerkbar. Man begnügt sich, Vorbilder nachzuahmen. Der eigene Wille zu schöpferischer Mitarbeit rührt sich nicht.

Der frühgermanische Grabstein als Sinnbild.

Wer aus dieser Erstarrung herausführen und Wege zu einer neuen deutschen Friedhofskunst finden will, die unserem erwachten völkischen Leben entspricht, wird, wie bei so vielen Dingen, mit Erfolg einmal zurückschauen, „wie es unsere Vorfahren gemacht haben“, bevor die christliche Glaubens- und die jüdische Goldlehre so nachteilig auf ihr Seelenleben einwirken konnten.

Unser Wissen über die vorchristliche germanische Zeit wird besonders gefördert durch die Funde, welche in alten Gräbern gemacht werden, und wir können heute schon manche Anregung für unsere Grabmalkunst aus dem Zierwerk und aus den Grabbeigaben entnehmen, die eine recht weitgehende, tiefsinnige Bedeutung haben.

Wir wollen aber auch über die Bestattung selbst und über die Art der Grabmale grundlegendes Wissen sammeln.

Bei den zahlreichen Ausgrabungen, die in den verschiedensten Ländern vorgenommen wurden, hat sich gezeigt, daß zwei gänzlich verschiedene seelische Einstellungen der Menschen die Gestaltung der Gräber beeinflußten.

Die südländischen Rassen, welche von Dämonenfurcht beherrscht wurden, haben eine Wiederkehr des Toten als Dämon gefürchtet. Um sich dagegen zu schützen, fesselten sie vielfach dem Toten die Glieder eng am Körper zusammen und belegten ihn mit schweren Steinen, die ihn in der Erde festhalten sollten. Die Grabstellen wurden eingeebnet, denn durch kein Denkzeichen wollte man an den Toten erinnert werden. Die sogenannten „Hockergräber“ sind dieser Art.

Der nordische Mensch hatte innige Beziehungen zum Toten. Er glaubte, daß jener, genau wie er im Leben gewesen war, auch nach dem Tode weiterlebe und baute dem toten Volksgenossen und Kameraden

Grabkammern aus Wänden von Felsblöcken und aus großen Deckstücken; es fehlten darin weder der Herd, noch die Geräte und Waffen, die dem Lebenden gedient hatten.

Über dieses Totenhaus türmte man einen Erdhügel und stützte ihn in einem größeren Umkreis durch Steine und Felsblöcke.

Oben auf den Hügel aber errichtete man einen hohen Stein, zum Gedenken an den aufrechten Mann; er stand da wie ein steinerner Wächter; zugleich ein Abbild und Sinnbild des selbstbewußten Menschen, der als einziger unter den lebenden Wesen aufrecht und erhobenen Hauptes einherschritt, den Blick zur Sonne gewandt.

So waren diese *aufrechtstehenden Steine*, die als Bautas oder Menhire bekannt sind, nicht nur ein Erinnerungmal und ein Denkstein, sondern ein *Sinnbild für das nordische Menschentum.*

Diese Steine sind seit der Bronzezeit fortlaufend bis in die neuere Zeit nachgewiesen worden. Stücke aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung weisen Runeninschriften und sinnvolle Verzierungen, teilweise bildliche Darstellungen auf, die sich auf die Toten bezogen.

Auf diese Weise wurden sie immer mehr beredte Zeugen ihrer Zeit. Das *aufrechtstehende* Mal wird auch für die Toten unserer Zeit das rechte Sinnbild sein; aber wir dürfen uns nicht damit zufrieden geben, nur auf einen rohen Findling aus Granit den Namen zu schreiben.

Wohl ist dieser harte und zähe, jahrtausendealte Werkstoff so recht der herben germanischen Art gemäß. Ein Findling ist auch dort am Platze, wo ein Einzelgrab in der Heide oder im Walde geborgen liegt. Da fügt er sich in die freie Natur ein.

Auf einem Friedhof, den wir zielstrebig nach bestimmten Plänen entwerfen und ausbauen, muß auch der Grabstein diesen Willen erkennen lassen und ringsum bearbeitet werden.

Die schönen farbigen deutschen Granite geben da gute Gelegenheit zu reizvoller künstlerischer Gestaltung.

Wege zur Gestaltung des Eigenmales.

Wie erreichen wir nun, daß der Stein von unserem lieben Toten erzählt, daß er wirklich sein Eigenmal wird?

Die Bedeutung, die einst Grabbeigaben für den forschenden Nachfahren hatten, kann heute, in einer aufgeklärten und technisch fortgeschrittenen Zeit, durch den Wortlaut der Inschrift und das Zierwerk (Ornament) auf dem Stein übernommen werden.

Da gibt der Beruf des Verstorbenen, wichtige Ereignisse seines Lebens, seine Stellung im Volk und in der Sippe sicher Gelegenheit zu geschickten Erwähnungen in der Inschrift.

Da bietet das Berufszeichen, das Sippenwappen, das Hauszeichen, die weltanschauliche und politische Einstellung u. a. Möglichkeiten zu schöner und sinnvoller Gestaltung des Zierwerkes!

Unsere große, stolze, aber auch schwere Zeit in Sinnbilder zu fassen, ihr durch siegelhafte Zeichen künstlerischen Ausdruck zu geben, ist hierbei eine würdige Sonderaufgabe.

Daneben gilt es zu untersuchen, wie weit alte Sinnbilder der germanischen Frühzeit heute mit neuem Leben erfüllt und wieder verwendet werden können.

Das uralte Hakenkreuz ist heute Sinnbild des neuen Deutschland geworden; manche Runen, wie die Sigrune und die Manrune, haben Eingang als Kennzeichen für politische oder berufsständische Gliederungen gefunden. Die Wolfsangel hat für politische Kämpfer erneute Bedeutung als das Zeichen, unter dem die Heidebauern (die Wehrwölfe) jesuitisch-pfäffischen Mordbrennern im Dreißigjährigen Kriege schärfsten Widerstand und Kampf entgegensetzten.

So wird eines zum anderen kommen. Aber sie müssen mit klaren Gedanken und durchsichtigem Inhalt erfüllt sein, nicht mit geheimnisvollem und mystischem „Zauberwerk", das okkulte Strömungen der Niedergangszeit bis heutigen Tags hineingelegt haben, um damit Seelenfang zu treiben und die Menschen für eigene Zwecke zu mißbrauchen.

Aus Schrift, Zierwerk und Stein gestalten wir das „Eigenmal". Ähnlich, wie es dem Glied einer Volksgemeinschaft entspricht, wird es sich in seiner allgemeinen Form und Bearbeitung den Nachbarsteinen anpassen; es wird sich in Wohlklang einordnen in den großen Rahmen und das Gesamtbild, das der Friedhof oder das Friedhofsfeld darstellen soll. Im übrigen wird sein „Inhalt", sein „Gesicht" so gestaltet sein, daß es die Kennzeichen eines einmaligen Einzelwesens in der Volks- oder Rassegemeinschaft wiedergibt.

Noch vor 2 Jahrhunderten haben Grabsteine eine solche Gestaltung aufgewiesen. Besonders eindrucksvoll sind sie heute noch in der Küstengegend erhalten, vielleicht deshalb, weil sich dort völkische Eigenart gegenüber dem Eindringen des Christentums am längsten behauptet hat.

Zeugen diese enganeinander gestellten Steine nicht vom Gemeinschaftsgeist, von Verbundenheit? Und doch ist jeder einzelne von ihnen völlig selbständig und eigen gestaltet!

Keine Gleichmacherei auf dem Friedhof.

Da sind Stimmen im völkischen Lager laut geworden, die solche Unterschiedlichkeit verwerfen. Aus dem Umstand, der heute die Ausrichtung jedes einzelnen auf Volk und Staat und seinen Einsatz dafür bis in den Tod fordert, folgern sie fälschlicherweise, daß diese Gleichheit auch in

möglichst gleichen Grabsteinen für alle Volksgenossen zum Ausdruck kommen soll.

Sie verkennen dabei, daß der Kampf, den die einzelnen für Volk und Staat führen, nur im Endziel gleich ist, daß uns von den Großen unseres Volkes und von der Stimme unseres Blutes in der Politik, in der Wirtschaft und in der Weltanschauung gewiesen wird.

Im übrigen ist aber jeder Kämpfer dieses „Riesenheeres", das da „Volk" heißt, auf sich selbst gestellt, er kämpft den Kampf nach eigener Überlegung, nach eigenem Wissen und Können, je wie sein Platz und die tausend Aufgaben es erfordern.

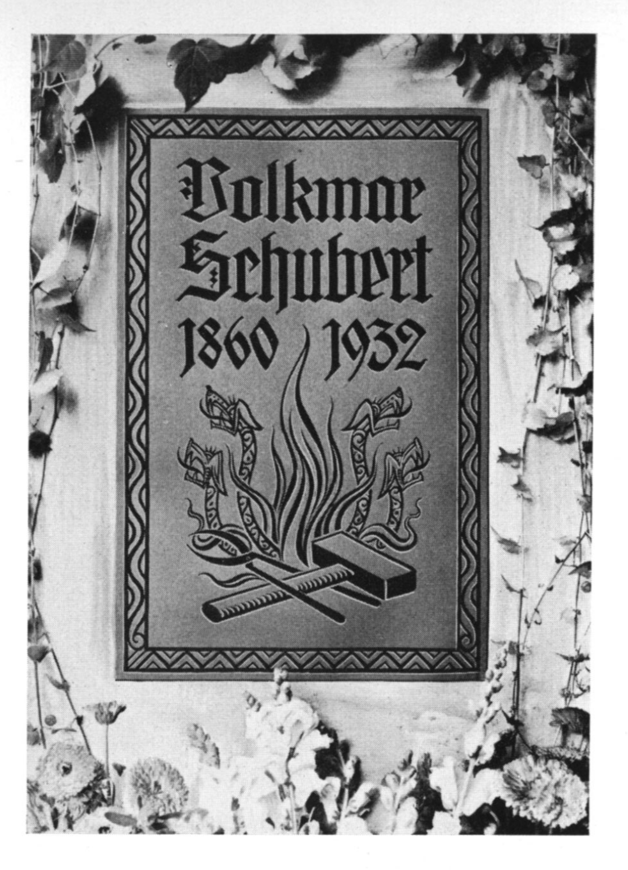
Diese aber Tausende kämpfen für die Erhaltung der Sippe, für die Reinheit des Blutes; daneben sorgen die einen für die Ernährung des Volkes als Bauern; die anderen für die Gesundheit als Ärzte, die dritten sorgen für Kleidung, für den Austausch der Güter; sie brechen Steine und bearbeiten sie für die Straßen, für die Wohnstätten — sie schaffen Kunstwerke, die das Herz des Volkes erheben und sein Fühlen und sein Streben bildhaft sichtbar werden lassen. —

Alle aber sind in ihrer Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit zielstrebig geeint im Gedanken an das ewige Deutschland.

Diese Völkischen verkennen aber auch völlig die eine der beiden großen Aufgaben des Menschen, die uns Deutsche Gotterkenntnis zum erstenmal klar enthüllt hat. Der Mensch ist nicht nur der Erhalter seines Volkes — er selbst kann sich über dies hinaus zum Gotteinklang umschaffen, dies ist hehrer Sinn seines Lebens, den er in seiner Einmaligkeit und Einzigart der persönlichen Eigenart erfüllt! Um der Vielgestaltigkeit göttlichen Erlebens ist uns die Eigenart des Volkes, aber auch die des einzelnen Menschen teuer und heilig. Diese Völker erhaltene und rettende Erkenntnis des Sinnes des Menschenlebens muß also auch ihren Ausdruck in ausgeprägter Eigenart der Grabmäler finden. Bei aller Einordnung in ein harmonisches Ganze des Eindrucks muß daher diese Vielgestaltigkeit herrschen.

Wie verschiedenartig die einzelnen in der Gemeinschaft der Lebenden sind, so verschiedenartig sind sie auch im Tode. Oder kann der Tod, also der Augenblick, in dem das Bewußtsein und der Herzschlag im Körper erlischt, auch die Taten dieses Menschen auslöschen? Macht er einen Volksverräter zu einem ehrlichen Volksgenossen? Einen Kämpfer, der für die Freiheit seines Volkes fiel, zum gleichgültigen Schmarotzer?

Es ist ein Unsinn, von der Gleichheit des Todes zu sprechen, einerlei, was man darunter verstehen will. Weder die Todesart, noch die Ursache, noch das Verhalten der Menschen im Tode sind gleich. Wer einmal die Ärzte, die Angehörigen und andere Volksgenossen befragen würde, die Zeugen des Todes waren, oder wer die Gesichter der Toten selbst zu lesen



Grabmalgestaltung

Entwurf von Karl Martin, Meißen



versteht, der würde dies leicht bestätigt finden, daß auch das seelische Erlebnis im Tode ganz verschieden ist.

Wir müssen feststellen: Die Gleichheit der rein äußerlichen Tatsache, daß jeder Mensch einmal sterben muß, kann ebenfalls nie und nimmer Anlaß werden, jeden einzelnen mit einem Typenstein zu bedenken!

Keine „Heldensteine" — für selbstverständliche Leistungen!

Um Einzelmenschen handelt es sich, um Deutsche, die ihren täglichen Pflichten und Aufgaben verantwortungvoll nachgehen und die somit auch zum Gedeihen des Ganzen beitragen. Dieser Gedanke ist der Grundklang ihres Wesens, aber wie oft wird er übertönt werden von den alltäglichen Sorgen und Schwierigkeiten des eigenen Daseinskampfes. Ist er ein „Held", wenn er stirbt? Schuldet ihm die Volksgemeinschaft einen „Kriegerstein"?

Wir meinen „nein"!

Krieger und Kämpfer sind nur, die bei der Durchführung einer besonderen völkischen Aufgabe ihr Leben einsetzten. Diese haben einen Anspruch darauf im Hinblick auf die gemeinsamen Ideen und Ziele, für die sie starben, auch im Tode durch einheitliche Grabsteine gekennzeichnet zu sein.

Dazu kommt die Dankespflicht der Volksgemeinschaft, diese Opfer, die für sie gebracht wurden, durch eine einheitliche Ausgestaltung der Gemeinschaftsgrabstätte zu ehren. Ähnliches gilt bei Volksgeschwistern, die gemeinsam bei einem großen Unglück ihr Leben verloren, z. B. Bergwerkseinstürzen, Überschwemmungen u. dgl. —

All dies sind Fälle, wo einheitliche Grabmale, „Typen", ihre Berechtigung haben, ja zur Kennzeichnung und Würdigung der Taten für einen großen, gemeinsamen Gedanken erwünscht sind.

Eine Verallgemeinerung des Einheitmales für alle übrigen Volksgenossen muß zu einer Herabwertung des Heldischen führen.

Diesem Schaden auf ethischem Gebiet steht der auf künstlerischem nicht nach. Welche Langeweile und Öde würde entstehen, wollte man auf allen Friedhöfen, oder wenigstens auf allen Feldern ein und desselben Friedhofs, nur stets den gleichen Stein für jedes Grab verwenden!

Dem Gedanken der Volksgemeinschaft, einer durch Blut, Weltanschauung, Kultur und Wirtschaft gebundenen Vielheit von einmaligen Einzelwesen entspricht es, daß die Freiheit in der Gestaltung des Einzelgrabsteins gesichert bleibt, wenn er sich sonst den großen Richtlinien zur Gestaltung des Friedhofs einordnet.

Ein Beispiel.

Nur wenige Volksgenossen werden in der Lage sein, ihren lieben Toten selber einen Grabstein zu entwerfen oder gar herzustellen. Dafür sind ja auch die berufenen Fachleute da. Aber jeder einzelne kann hierbei

mitbestimmend wirken, indem er die Wesenszüge, die den Toten besonders kennzeichnen, dem Steinmetzen als Anhalt gibt.

An einem Beispiel wollen wir uns das vergegenwärtigen.

Ein Malermeister, Heinrich Färber, ist einer tückischen Krankheit erlegen. Auf seiner Wanderschaft hat er viele Länder gesehen und eine große Liebe zur Natur entfaltet. Als guter Deutscher und tapferer Soldat nahm er mit Auszeichnung am Weltkrieg teil.

Bei der künstlerischen Gestaltung des Grabmals läßt sich das Berufszeichen der Maler und das Familienwappen der „Färber" gut verwenden. Als Umrahmung der Schriftfläche oder als füllendes Zierwerk kann man zur Andeutung der Naturverbundenheit ein Gewinde aus Blumen und Laub in Verbindung mit Vögeln anordnen, auch Kriegsauszeichnungen oder Waffen lassen sich dabei eingliedern, vielleicht auch ein geschmückter Wanderstab. Herkunft des Toten, seinen Geburt- und seinen Todestag erwähnt man im Text.

Auf alten Steinen finden wir häufig auch Angaben über die Eheverhältnisse und die der Kinder. Warum sollten wir nicht auch heute, in *unserer* Ausdrucksform und unserem völkischen Empfinden entsprechend, die richtigen Worte finden, um auf dem Grabstein zu überliefern, welche Stellung der Verstorbene im Volke einnahm und wie weit er dazu beitrug, das Erbgut weiterzutragen?

Haben wir uns nicht auch unsere neuen Volks- und Sippenfeste gestaltet? Da müßte es auch möglich sein, für die Gestaltung des Grabmals und der Inschrift neue Lösungen zu finden.

Anlage des Friedhofs.

Eine Voraussetzung wird dabei sein, daß auch die Gesamtanlage des Friedhofs nicht hinter der Gestaltung der Steine zurück bleibt!

Die neuzeitlichen Versuche in dieser Richtung sind nicht immer glücklich zu nennen.

Oft genug ist die Geldlage der Verwaltung von großem Einfluß. So schließt sie im allgemeinen die Anlage von Waldfriedhöfen oder von weiträumigen Heidefriedhöfen wegen zu geringer Ausnützung und zu hoher Kosten aus.

Andererseits ist die enge Belegung und Aufteilung der Felder mittels Schnitthecken häufig unschön, weil sie an Kojen oder Buchten erinnern. Zur richtigen Anordnung gelangen wir vielleicht, wenn wir daran denken, daß unsere Vorfahren an hainartigen Stellen, also in mit Lichtungen durchsetzten Wäldchen, ihre Toten beerdigt haben. Es wird also darauf hinaus kommen, mit den Hauptwegen mittelgroße Begräbnisflächen in Verbindung zu bringen, die von Gebüsch oder ungeschnittenen natürlichen Hecken eingegrenzt sind und Einblicke und Durchblicke gewähren. Die Gesamtanlage muß die wohlüberlegte Anordnung des Architekten und die pflegliche Hand des Gärtners spüren lassen.

Während die Steine auf den Feldern sich infolge gewisser einheitlicher Maßbestimmungen und passender Farben in Wohlklang zusammenfinden, kann die Bepflanzung der Grabbeete nicht völlig eigene Wege gehen. Auch hier wird man sich bezüglich der Auswahl an bestimmte Richtlinien halten und — zur Erzielung einer einheitlichen Wirkung — den Nachbargräbern anpassen.

Wahrscheinlich taucht auch der — durchaus berechtigte — Wunsch auf, die Gräber nicht bloß für eine verhältnismäßig kurze Ruhefrist, wie dies heute üblich ist, sondern für „ewig“ als Ruhestätte für seine Toten zu sichern. Nur so können ja aus den Friedhöfen wirkliche Ahnenstätten werden.

Solange genug Gelände zur Verfügung steht und die Zahl der Grabberechtigten verhältnismäßig klein ist, werden sich hierbei kaum Schwierigkeiten bieten. Anders wird es, wenn die Sitte allgemein durchgeführt wird. In unserem dicht bevölkerten Vaterlande muß jeder Fleck Erde ausgenutzt werden. Friedhofsanlagen beanspruchen große Flächen und entziehen diese einer anderen Ausnutzung, z. B. der Landwirtschaft.

Zwar werden im Stadtplan Friedhöfe als Grünflächen, d. h. als „Lungen“, die der Bevölkerung in den dicht bebauten Wohnvierteln Luft zuführen, eingegliedert. Im Laufe der Jahrzehnte würden aber solche Flächen ungebührlich groß werden, wollte man immer wieder neue Begräbnisstätten für die vielen Toten anlegen. Man wird deshalb nach anderen Auswegen suchen müssen, um zu einer erträglichen Lösung zu kommen.

Die Feuerbestattung weist auf eine solche. Sie wurde vor Einführung des Christentums auch bei den nordischen Völkern geübt und hat heute schon viele Anhänger gefunden.

Zweifellos beansprucht die Urne sehr wenig Raum im Grabe, nur einen Bruchteil von dem einer Erdbestattung. Man könnte bei gruftartigen Anlagen auch Beisetzungen stockwerkartig übereinander ausführen und so verhältnismäßig leicht die Toten einer Sippe in einem gemeinsamen Grabe vereinigen. Der Grabstein würde das Werden und Vergehen eines ganzen Geschlechtes verzeichnen und eine „ewige“ Ahnenstätte den Toten geschaffen sein.

Es gibt auch alte Beispiele dafür, daß man den Friedhof, als alle Begräbnisplätze voll ausgenützt waren, durch Aufschütten erhöhte und so neue Möglichkeiten zur Bestattung schuf. Auf diese Weise würden Totenhügel oder, wenn man die Friedhofsmauern als Stützmauern hochführte, „Totenburgen“ entstehen und das Bild der Landschaft mitbestimmen.

Mannigfache Aufgaben und Ausblicke eröffnen sich uns auf dem Gebiete der Totenehrung. Wenn wir auch stets dessen inne sein werden, daß unser Leben und unsere Arbeit der Gegenwart und der Zukunft gehört und ihr dienen soll, so wird uns allein das Bewußtsein, Glieder einer langen

Kette von Geschlechtern zu sein, deren Erbgut wir heilig halten und weiterführen, immer wieder den Blick auch nach rückwärts lenken, und unsere Ehrfurcht und Liebe werden wir jenen hinter uns auch im Grabmal bezeugen.

Grabmale bei Lebzeiten.

Uralten Gräbern verdanken wir die Kenntnis der Vorgeschichte unseres Volkes. Was sie bargen, ist uns Zeugnis und Beweis dafür geworden, daß unsere Vorfahren Träger einer hohen Kultur und keine halbwilden Barbaren waren, als welche sie mit Bedacht die christliche Kirche dargestellt hat, um uns unseren Ahnenstolz, unseren hohen Mut, unser Selbstbewußtsein zu nehmen und uns so empfänglich und — dankbar für ihre „Segnungen" zu machen, die sie brachte.

Schwer genug ist's uns gemacht worden, uns zur Wahrheit durchzuringen.

So wollen wir, daß einmal die Grabsteine unserer Zeit in weiter Zukunft für unser Volk ein ehrendes Zeugnis ablegen können. Darum sollte jeder einzelne sie gestalten helfen, und zwar nicht erst, wenn ein Todesfall dazu zwingt.

Es hat schon einmal eine Zeit gegeben, in der sich reife Menschen, aus innerer Abgeklärtheit heraus, bei Lebzeiten bereits ihr eigenes Grabmal fertigen ließen. Einmal geschah dies vielleicht aus dem Wunsche, nicht spurlos ihr Tun auf dieser Welt abzuschließen und sich einen Denkstein zu schaffen, der auch der Nachwelt in der Eigenart dessen zu berichten hatte, zu dessen Häupten er stand. Die Freude, ein Stück Lebensgeschichte in Stein zu schreiben, darf sicher dabei nicht unterschätzt werden.

Für uns Heutige, die wir in Deutscher Gotterkenntnis leben, sind die Gründe viel zwingender. Der Tod ist zudem für immer seiner Schrecken entkleidet. Wir sehen nicht mehr in ihm den Moloch, der furchtbar und unerbittlich einhergeht und Bettler und Könige wahllos verschlingt. Wie die Geburt der Anfang, so ist der Tod das Ende unseres Lebens und unseres Bewußtseins, zugleich aber auch der Augenblick, in dem die Seele, das Göttliche in uns, wieder nicht bewußte Erscheinung des Weltalls wird.

Das gibt dem Tode die Weihe und gibt sie den Toten.

Vor uns aber steht leuchtend die Zukunft: wir sind ja Glieder eines Volkes, eines Stammes, der täglich neue Blätter und Blüten treibt und die Kraft zu unsterblichem Sein in sich trägt.

In dieser Gewißheit werden wir an die große und ernste Aufgabe gehen und unserem Volke würdige Ahnenstätten schaffen, auch sie sind Ausdruck unserer Kunst und unserer Gotterkenntnis.



Stralsund, Rathaus und Nikolai

Zwei Bauwerke niederdeutscher Backsteingotik aus dem 14. Jahrhundert. Die große Fensterfront im ersten Stock gehört zum Lövenschen Saal, welcher nach dem schwedischen Generalgouverneur Graf Axel von Löven benannt wurde.



Der Deutsche Dom

Überall in Deutschen Landen
stehen Kirchen ohne Zahl,
alle sind zu ihrer Zeit entstanden
nach des Künstlers freier Wahl.
Eng umgrenzt ihr Fassungraum,
eng, wie die Idee, die sie erschaffen,
winzig klein erfaßter Gottestraum,
und noch klein'res Hirn der Pfaffen
standen Pate bei der Grundsteinlegung,
gaben dann dem fertigen Bau
auf Jahrhunderte die Prägung. —
In des Himmels reinstes Blau
stieg der Dom einst der Germanen,
nicht aus Mörtel, Holz und Stein,
nur gebaut aus sicherm Gottesahnen.
Überall war Gottes Sein,
ließ sich nicht in Mauern zwängen,
ließ sich auch im schönsten Dom
nicht ans Kreuze hängen.
Drum, mein deutsches Volk, erwache,
laß Dein Inneres frei sich regen,
fürcht Dich nicht vor Priesterrache,
längst sind sie schon unterlegen.
Liebe Deinen hehren Gott
wieder in den fernsten Weiten,
leb ihm nicht in Angst und Not,
leb ihn in den wahren Freuden.
Leb ihm nur auf Deutscher Erden,
laß die anderen selig werden
oder in der Hölle braten,
ganz nach ihren eigenen Taten.
Mach Dich frei von ihrem Gott,
wende Deines Volkes Not.

U. Dippel

Die nordische Kirche

Von Rolf Beckh

Dort draußen atmet die Unendlichkeit — —. Aus Windheim ziehen die großen grauen Wolken und die langen, schäumenden Wogen; es scheint Nacht dort zu sein im Westen, wo die wilde See und der schwärzliche Himmel zusammentreffen, hui, was für ein kalter Sturm fegt über die weißen Wassermähnen der graugrünen Rosse, was für abgehetzte Reiter jagen auf zerfahrenen Wolkenfetzen! Es riecht nach faulendem Tang, Regentropfen sausen durch die salzige Luft, und der Dünensand fliegt mit ihr auf die feuchten Polderwiesen. Nicht nur die Wellen wogen und rauschen, auch das reife Korn, das harte Gras, die silbernen Blätter der Bäume stimmen in das Sturmlied mit ein, das vom Meer heranbraust und landeinwärts zieht — wieder einmal, wie seit Jahrtausenden, nach seinem eigenen ungeschriebenen Gesetz.

Fremd ist dem Liede der Natur das Werk von Menschenhand, es rüttelt an Buhnen und Dämmen, schickt seine blanken, rollenden Reiter aus, greift feindlich die Mauern an, schüttelt die Schiffe, zerrt an den Seilen und Ketten; fremd ist ihm die Hütte der Fischer, das schmucke Bürgerhaus und die Türme. Wütend fährt es gegen die Wehren und bricht sich an den zackigen Zinnen. Fremd sind ihm vor allem auch die Kirchen mit ihren hohen Dächern und spitzen Türmchen, ganz zornig wird das Lied und voll Menschenverachtung.

Je höher die Häuser werden, desto weniger versteht man darinnen vom Lied der Stürme und der Wellen; darum liebt auch der Sturm die Seeleute mehr als die Pfaffen, die ihn fürchten und hassen wie Teufelswerk und wilde Jagd, während er den Schiffern vertraut ist, die ihn achten und in ihm das große, ewige Naturgeheimnis verehren, in dem wir alle leben und weben.

Die Kirchentür schlägt zu, irgendwie zittert noch die Unruhe nach, die draußen im Winde drängt, aber dann ist eine feierliche Ruhe um mich, und hohe schweigsame Mauern sehen auf den einzigen Menschen herab, der sich in ihre schützende Dämmerung begibt. Ein einziger Mensch — dort, wo vor Jahrhunderten der Herzschlag des Lebens ertönte — oder war es nur ein Totentanz? Ein einzelner, verhallender Schritt, an dem Ort, wo einst in üppigen Gewändern, in unaufhörlichem Gewoge, Patrizier kamen und gingen, wo ein Schauspiel schmucke Frauen zu fesseln verstand, das an eindrucksvollem Glanze, an Gold und Seide, Licht und Musik alle Festlichkeiten in den Schatten stellte! Ein einziger Mensch an einem hellen Sommertag, in einer Kirche, zu einer Stunde, in der früher Bürger und Bauern ihre Arbeit stehen ließen, um den berauschenden

Worten hitziger Mönche zu lauschen, die es verstanden, durch Redeschwall und Gelübde, Scheiterhaufen und Kriege zu entzünden, an einem Ort, an dem die Religion „des Friedens und der Liebe“ wahre Blutorgien feierte, wo der armselige Kreuzesgott die Gemüter nordischer Bauern und abgeklärter Seeleute in Wallung gebracht hatte. Stätte allgemeiner Geistesverwirrung, Friedhof demütiger Frömmigkeit, nun betritt dich der wandernde Fuß eines „Heiden“ — wieder nach Jahrhunderten, die du überwunden glaubtest, deren stolze, heidnische Gesinnung du ausgerottet wähntest! Ein Blick, den du ausgebrannt vermeintest für alle Ewigkeit, ein Herz, das du gewissenlos in Strömen verbluten ließest, mahnen dich ernst. Nun sehen dich Augen an, du nordische, gotische, deutsche Kirche, nicht mit Haß, vor dem du stets heimlich bis in deine Grundfesten gezittert, aber auch nicht mit jener orientalischen, vergebenden, elenden und schwachen Liebe, die dir verzeihen sollte; vielmehr mit einer unbeugsamen Härte und Traurigkeit, mit den stahlblauen Augen eines unerschütterlichen Wehrwillens, den du, christliche Kirche, selbst geweckt und geschärft hast, den du in seiner Zähigkeit unterschätzen mußtest, wie alles, was mit Wind und Wogen, mit der großen, göttlichen Natur zusammenhängt.

Du stehst leer, nordische Kirche, himmelragendes Sinnbild einer reinen und lichten Seele, die durch hohe Fenster, aufstrebende Pfeiler, steile Türme und die Wucht ihrer Mauern dich überwinden wollte, da zu dichten versuchte, wo finsterer, jüdischer Bibelgeist herrschte; du stehst leer, weil kein noch so beredtes Wort, keine noch so wohltönende Musik auf die Dauer uns Deutsche an den Gruftgeist deiner semitischen Mystik ketten konnte, ja — weil wir im Entsetzen über dieses Erwachen dir nun vorübergehend ganz entflohen sind und auch nichts mehr hören wollen vom gereinigten, arischen und indischen Christentum! Betrübe dich nicht darüber und verstehe uns, nimmer ziemt uns der jüdische Geist!

Aber lasse das Lied der Stürme um deine Mauern wehen, lasse die Sonne in deine Hallen fluten und bereite dich auf Großes vor. Schon ziehen die Schwäne einer neuen Zukunft über deine Firste, seit das deutsche Bluterbe zur Bewußtheit erwacht, seit, auf den ehernen Stufen der Erkenntnis fußend, der lichte Bau einer wahrhaft gotterleuchteten Schöpfunggeschichte allen kommenden Geschlechtern Wege weist. Nun ist wieder Hoffnung über deutschen Landen, Hoffnung für das Erleben der Harmonie deiner Gebäude! Aus lebendigem Gottesbewußtsein formt sich langsam, aber stetig eine Verehrung und ein heiliger Glaube, der geadelt dadurch, daß er priester-, menschenfrei deine altehrwürdigen, feierlichen Räume wieder erfüllen mag mit dem, was uns Deutschen ahnend im Blute liegt: Die stille Ehrfurcht vor dem Göttlichen!

Der Frevel der Inquisition an Giordano Bruno

Von Otto Rasehorn

„Wer noch für seinen Leib fürchtet, hat sich noch nicht eins gefühlt mit der Gottheit!"

Giordano Bruno[1]).

Am 17. 2. 1600 umloderten in Rom auf dem Campo di Fiora, dem Hinrichtungplatz für Ketzer, die Flammen des Scheiterhaufens den Leib eines Mannes, der die Wahrheit höher schätzte als sein Leben! Giordano Bruno, der Philosoph der Astronomie, starb an diesem Tage den Flammentod, als Ketzer im Sinne Roms, als Märtyrer der Wahrheit für die Menschheit.

Die Geschichte lehrt eindringlich, daß Wahrheit sich nur im Kampfe durchsetzt und Opfer erfordert, aber auch jedes Opfer verdient; vielleicht darum, um uns ihren göttlichen Sinn tief ins Bewußtsein zu pflanzen. Daher leuchten die Flammen jenes Scheiterhaufens in die Jahrhunderte hinein, über den heutigen Tag hinaus in ferne Zukunft, solange noch Menschen der Erfüllung der göttlichen Wünsche leben, für die Wahrheit streiten, leiden und fallen.

Das Geburtsjahr G. Brunos, 1548, stand im Lichte und im Schatten zweier Ereignisse:

1542 befahl der Papst Paul III. auf Betreiben des Ignatius von Loyola die römische Inquisition nach spanischem Vorbild.

1543 erschien das Werk von Nicolaus Copernicus: „Über die Umwälzungen der Himmelskörper."

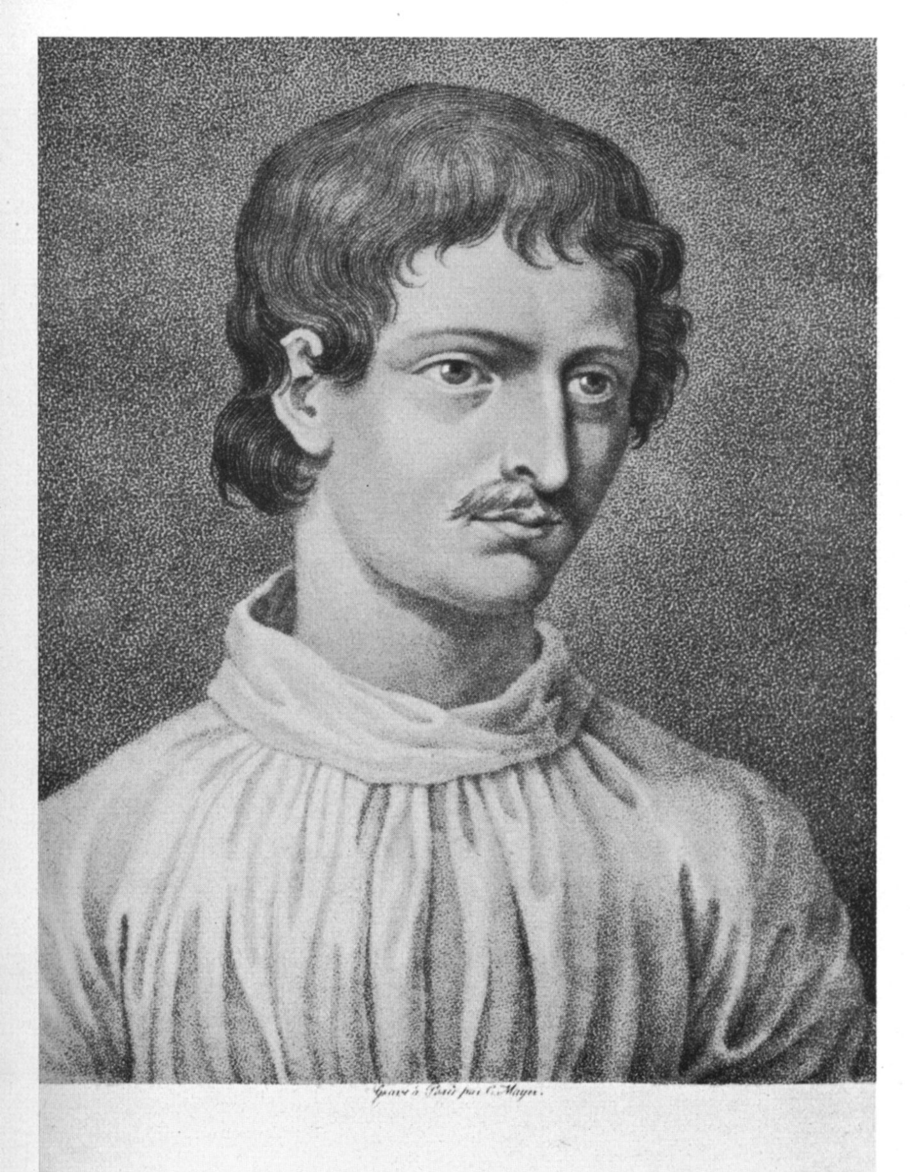
Die Tat des Copernicus, an der Grenzscheide zweier Zeiten stehend, entfachte seine Seele „zu flammender Glut"[2]), während die Inquisition, dem Befehl Roms gehorchend, diesen Künder einer neuen Weltanschauung „von Leib und Seele befreite".

Vor dieser Zeitwende beherrschte das Weltsystem des Ptolemäus (150 u. Z.) die astronomischen Anschauungen des Mittelalters. Astronomie wurde als reine Zweckwissenschaft in den Klosterschulen gelehrt zur Berechnung des Kalenders (Bestimmung des Ostertermins). Dazu waren gewisse Vorausberechnungen über das Eintreten bestimmter Stellungen

---

[1]) Nach Alois Riehl, Giordano Bruno.

[2]) „Denn, wenn Gott dich berührt, wirst du zu flammender Glut." G. Bruno: „An den eigenen Geist." Übersetzung von Ludwig Kuhlenbeck.



Ludendorffs Verlag: Archiv



der Sonne am Fixsternhimmel, von Neumond und Vollmond erforderlich. Auf Grund der falschen Annahme des Ptolemäus, daß unsere Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei und die Sonne und der gesamte Fixsternhimmel sich nicht scheinbar, sondern tatsächlich um die Erde drehen, wichen die Ergebnisse der Vorausberechnung oft ganz erheblich von den Beobachtungen ab.

Da erwachte in der Seele des Deutschen Domherrn aus Thorn, Nicolaus Copernicus, der Wunsch zur Wahrheit, zu mächtiger Gestaltungkraft: er entdeckte einen neuen Planeten:

die Erde,

versetzte sie in den Himmel und erkannte die Sonne als Mittelpunkt unserer Welt.

Alles Geniale ist einfach und bleibt wohl gerade wegen dieser Einfachheit lange Zeit verborgen. Erst ein genialer Mensch muß kommen, den über seiner Seele angehäuften Schutt von jahrhundertealten Vorurteilen und Autoritätglauben wegräumen, um den hellen Glanz der Wahrheit zu erschauen. Und wenn dann die neue Wahrheit die Glücksehnsucht der Menschen zu gefährden scheint, dann gelingt es den Feinden der Wahrheit gar leicht, sie totzuschweigen, zu verlachen und zu verhöhnen. zumal wenn die Schuttmassen der Fremdlehre den göttlichen Wunsch zur Wahrheit in den Seelen der Menschen schon beinahe erstickt haben. Der heliozentrische Gedanke (Helios = Sonne) bedeutete eine Wende in der menschlichen Erkenntnis. Die Erde war aus ihrer zentralen Stellung herausgehoben und umkreiste mit den anderen Planeten die Sonne. Die Beobachtung durch unsere Sinne zeigt uns die Bewegung der Sonne um die Erde; über diese Sinnestäuschung feierte die Vernunft ihren ersten stolzen Sieg.

Aber die Bedeutung der neuen Lehre reichte unendlich weiter als die sich ergebenden astronomischen Erkenntnisse. Die Herausnahme der Erde aus ihrer zentralen Stellung im Weltall oder, mathematisch ausgedrückt, die Verschiebung des Nullpunktes des Koordinatensystems von der Erde nach der Sonne, vertrieb auch den Menschen aus dem Mittelpunkt der Welt. Die Stellung des Menschen verlor dadurch an Bedeutung. Himmel und Erde standen nicht mehr zueinander im Gegensatz, sondern gingen ineinander über. Alle Religion- und Philosophiesysteme waren ausgerichtet auf die zentrale Stellung der Erde und des Himmels im Weltall. Dieser feste Grund kam plötzlich ins Wanken, die Erde flog mit den Menschen ins All hinein.

In dieser umstürzlerischen Bedeutung der Lehre des Copernicus lag offenbar eine große Gefahr für die Christenlehre, die aber zunächst weder von der Kirche, noch von Copernicus erkannt zu sein scheint. Der Blick der Kirche war einseitig auf eine Kalenderreform gerichtet, die von der neuen Lehre erhofft wurde. So wurde im Jahre 1514 Copernicus zu einem

Gutachten für das lateranische Konzil unter Leo X.[3]) aufgefordert; sein Hauptwerk widmete Copernicus dem Papst Paul III. Erst nach 100 Jahren, 1616, erkannte die Kirche die Gefahr und setzte sein Werk auf den Index, und erst nach weit mehr als 100 Jahren, 1757, wurden die Bücher, die die Lehre des Copernicus enthielten, wieder freigegeben. Galileis Dialog über die Weltsysteme wurde sogar erst 1822 freigegeben, doch ohne Aufhebung der Bullen, die verbieten, an die Bewegung der Erde zu glauben (nach Chamberlain).

Erst sehr spät ist also die „Gefährlichkeit" der neuen Lehre von der Kirche erkannt worden; wahrscheinlich erst dann, als der heliozentrische Gedanke Gemeingut der Gebildeten zu werden begann.

Je einfacher eine Lehre ist, um so längere Zeit gebraucht sie, um in die verbildeten Gehirne „Gebildeter" einzudringen; auch heute noch ist es nicht anders.

Im Kloster, der damaligen Hauptstätte für wissenschaftliche Bildung, wurde G. Bruno als Novize des Dominikanerordens mit der Lehre des Copernicus bekannt. An der harmonischen Gesetzmäßigkeit der Planetenbewegung um die Sonne entflammte sich sein Feuergeist. Mit der ganzen Stärke seiner wachen Seele erlebt er die Offenbarung der göttlichen Wahrheit in der neuen Welt. Seine Phantasie steht nicht still; seine innere Schau sieht in unermeßlichen Weiten unendlich viele Sonnen leuchten, von denen eine jede von „Erden" umkreist wird. Die große Entfernung gestattet jedoch unserem Auge nicht, sie zu erkennen. Eine größere Anzahl von Planeten hat er richtig vorausgeahnt.

„Was wir als Schönheit vorempfunden,
als Wahrheit wird es uns entgegengehn."
Schiller.

„Dies ist die Philosophie, welche die Sinne auftut, den Geist befriedigt, den Verstand verherrlicht und den Menschen auf die wahre Glückseligkeit, die er als Mensch erreichen kann, hinweist, indem sie ihn von den mühevollen Sorgen um Vergnügungen und der blinden Furcht vor Schmerzen befreit." Das sind nach A. Riehl[4]) Worte Giordano Brunos. Sein Jenseitserleben ermöglicht die Vollentfaltung der Genialität des Denkens; die Gesetze der Erscheinung verknüpft er mit der inneren Wahrnehmung, so zum Denken der Genialität für die Genialität[5]), zu einer Philosophie der Astronomie, wird er zum Verehrer des Unendlichen, wie er sich selbst nennt.

Die Festlegung des Mittelpunktes der Welt, nicht nur des Planetensystems, in die Sonne ist für Brunos Geist zu eng gefaßt; er fühlt, daß das gottdurchseelte Weltall keine absolute Ortsbestimmung duldet; er

---

[3]) In Keferstein, Große Physiker.
[4]) A. Riehl, o. Prof. der Philosophie in Halle a. d. S., später Berlin.
[5]) Dr. M. Ludendorff, Triumph des Unsterblichkeitwillens.

glaubt an unendlich viele Sonnen mit umlaufenden Erden. Der wahre Mittelpunkt des Weltalls kann nur die Gottheit selbst sein, der wir überall gleich nahe sind. „Natura est deus in rebus", die Wesenheit in den Dingen ist Gott. Sein Gottlied singt Bruno in folgenden Worten[6]): „Wir suchen Gott in den unveränderlichen, unbeugsamen Naturgesetzen, in der ehrfurchtsvollen Stimmung eines nach diesem Gesetz sich richtenden Gemütes; wir suchen ihn im Glanz der Sonne, in der Schönheit der Dinge, die aus dem Schoße dieser unserer Erde hervorbrechen, in dem wahren Abglanz seines Wesens: dem Anblick unzähliger Gestirne, die an dem unermeßlichen Raume des einen Himmels leuchten, fühlen, denken und dem All-Gütigen, All-Einen und Höchsten Lob singen."

Wenn Bruno zum Schluß im Überschwange des Erlebens die unbewußte Natur mit Bewußtsein ausstattet, so ist das als dichterische Freiheit zu werten, denn mit Vorliebe greift er in seinen Werken zur Poesie, um seine Gedanken gleichnishaft zu gestalten. Seine Philosophie ist frei von jedem persönlichen Gottes„begriff"; in seinem Glauben jedoch haftet noch lange der christliche Gottesbegriff.

Das von Bruno in seiner Phantasie erschaute und erlebte Weltbild wurde später fast vollständig durch die Wissenschaft bestätigt.

Sein Klosterleben mußte nun ein schnelles Ende finden. Der Gotteslästerung angeklagt, entfloh er aus dem Kloster della Minerva in Rom und führte 15 Jahre lang ein unstetes Wanderleben durch halb Europa. Trotz ständiger Bedrängung und Verfolgung durch die Kirche vertritt er mit ungestümer Leidenschaft seine philosophische Weltanschauung und lehrt an den Höfen und Universitäten Frankreichs, Englands und Deutschlands. In beispielloser Kraftentfaltung verfaßt er daneben Werke philosophischen und dichterischen Inhalts.

Gegen Ende seiner Wanderjahre kam Bruno nach Deutschland. Nach Marburg lehrte er in Wittenberg. Durch die kalvinistische Partei bedrängt, mußte er nach zwei Jahren weiterziehen. In seiner Abschiedsrede feiert er Deutschland, von dem er früher nur gehört habe, daß man dort zuviel trinke:

> „Gebe Jupiter, daß die Deutschen ihre Kräfte erkennen und auf höhere Ziele richten; und sie werden nicht länger Menschen, sondern Göttern gleichen. Denn göttlich fürwahr ist ihr Genie, das nur jenen Wissenschaften noch nicht voranleuchtet, die zu pflegen es bisher verschmäht hat." (Nach A. Riehl.) Keppler sollte bald diese Worte wahr machen.

Über Prag und Helmstedt, von wo ihn die Unduldsamkeit eines lutherischen Pastors vertrieb, kam er nach Frankfurt a. M., wo ihn der Arm Roms wieder erreichte. Durch die Messe in Frankfurt a. M., die häufig von italienischen Verlegern besucht wurde, kamen Schriften Brunos nach Venedig und so in die Hand eines jungen Nobile G. Mocenigo, einem

---

[6]) Nach A. Riehl.

Werkzeuge Roms. Unter der Vorgabe, sich von Bruno unterrichten zu lassen, und mit anderen materiellen Versprechungen lockte dieser Elende Bruno nach Venedig. Arglos ging Bruno im Jahre 1591 in die ihm von der Inquisition gestellte Falle.

Nach Erledigung seiner Unterrichtsverpflichtung wollte Bruno nach Frankfurt a. M. zurückkehren. Da griff Mocenigo mit seinen Schergen zu und übergab sein Opfer dem „heiligen Officium". Durch den Unterricht war der verabscheuungwürdige Schüler vortrefflich in den Stand gesetzt, die Anklageschriften gegen Bruno zu verfassen. Neben Tatsachen, wie z. B. der Leugnung der Menschwerdung des Gottessohnes durch Bruno, schreckte dieses ebenbürtige Werkzeug Roms nicht vor der Lüge zurück und dichtete ihm u. a. Verbindungen mit Revolutionären gegen die Republik Venedig an. A. Riehl meint: „Mocenigo wäre nicht der erste Frömmler, der aus vermeintlich religiösem Eifer zur Lüge gegriffen hat." Wir fügen hinzu: Auch bei weitem nicht der letzte.

Im Verhör vertritt Bruno seine philosophische Lehre mit Mut und Offenheit, „als stände er am Katheder und nicht vor dem Richterstuhl der Inquisition".

Bruno, der trotz seiner theozentrischen[7]) Gottschau niemals die Versuche aufgegeben hatte, sich mit der Kirche auszusöhnen, sah auch jetzt noch die Möglichkeit gegeben, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Nicht etwa aus Feigheit vor den Methoden der Inquisition, wie wir später erkennen werden, sondern weil er an eine „zweifache" Wahrheit glaubte. Er meinte, philosophische Erkenntnis und Dogmenglaube wären in der Seele miteinander vereinbar, auch wenn sie sich widersprechende „Wahrheiten" lehrten. So entwickelt er vor seinen Richtern seine tiefe, das All umfassende Gotterkenntnis, „in welcher Gott zugleich in allem und über allem ist", um dann an anderer Stelle die Lehren des römischen Katechismus wieder herzubeten.

Nun, diese Auffassung von der doppelten „Wahrheit" scheint auch heute noch in Theologenkreisen sehr verbreitet zu sein, eine Annahme, die die christliche „Logik" in Kirchenblättern und anderen Schriften gegen — das große Entsetzen, die Bibel nicht Gottes Wort — von E. u. M. Ludendorff, vielleicht erklären kann.

Durch häufige Vernehmung, durch versteckte Drohungen, wie sie die Inquisition in ihrer scheinheiligen Sprache gegen „Verstockte" anzuwenden pflegt, wird Bruno so lange gequält, bis er zusammenbricht und Gott und seine Richter um Verzeihung und Gnade bittet. Aus dem Frage- und Antwortspiel der Verhöre geht aber unzweideutig hervor, daß Bruno niemals seine philosophische Erkenntnis, etwa nach der Art Galileis, widerrufen hat. Sein Schuldbekenntnis bezieht sich vielmehr auf seine

---

[7]) Gott, der Mittelpunkt alles Seins, das Wesen aller Dinge.

Mittelalterliche Folterkammer eines Inquisitiongerichtes. Nach einem alten Stich

Foto: Ludendorffs Verlag, Bildarchiv

Massenverbrennung von Ketzern durch die Inquisition im 16. Jahrhundert.
Nach einem alten Stich



Verstöße gegen die Ordensregeln und Kirchendisziplin sowie auf innere Zweifel über einzelne Dogmen.

Ohne Urteilssprechung findet so der Prozeß in Venedig seinen Abschluß. Nach Auslieferung der Akten nach Rom wird von dort die Auslieferung des gefährlichen Ketzers verlangt, da Bruno als Mönch unter die Jurisdiktion des Papstes fällt. Mit einem Gutachten des Rates von Venedig, in dem er schwerster Ketzerei beschuldigt, aber zugleich seine Gelehrsamkeit bewundert wird, wird Bruno am 27. 2. 1553, nach 17jähriger Abwesenheit seit seiner Flucht, im 45. Lebensjahre in den Kerker der Inquisition in Rom eingeliefert.

Entgegen den Gepflogenheiten des „Heiligen Offiziums", das sonst kürzeren Prozeß mit seinen Opfern machte, sollte Bruno noch sieben Jahre in römischen Kerkern schmachten, bevor die christliche „Liebe" des „heiligen Offiziums" ihn „aus der Finsternis" zum „ewigen Leben" zurückführte.

Welche Gründe konnte Rom für dieses lange Martyrium haben?

Der erzwungene und unvollständige Widerruf in Venedig genügte Rom nicht, Rom wollte mehr. Diesen Feuergeist und großen Gelehrten in seiner gewaltigen Kraftausstrahlung erkennend, wollte es keinen erzwungenen Widerruf, sondern hoffte, die durch die neue Lehre drohend sich anbahnende Zeitwende noch nicht ahnend, Bruno zu widerlegen, gar zu überzeugen und zum freiwilligen Widerruf bringen zu können, um dann seine Geisteskraft und Gelehrsamkeit für die Kirche zum Ruhme Jahwehs dienstbar zu machen.

Bruno, die engen Grenzen der aristotelisch-mittelalterlichen Welt durchbrechend und seiner Zeit weit vorauseilend, hat sich dem betäubenden Einfluß der katholischen Kirche nie ganz entziehen können. Sobald ihm seine Richter die Kirche als Richterin vorhielten, an der die Eindrücke seiner Jugend hafteten, wurde er wieder unsicher. Doch die beständigen Angriffe der katholischen Theologen auf die Wahrhaftigkeit seiner Lehre weckten von neuem jenen Geist in ihm, der die Herrlichkeit der unendlichen gottdurchseelten Welt geschaut und erlebt hatte. In langen inneren Kämpfen zum Selbstschöpfer seiner Seele werdend, wandte er sich schließlich entschlossen ab von jener Macht, für die dann sein leiblicher Tod nur einen äußeren Sieg bedeuten konnte. — In den langen Kerkerjahren wurde G. Bruno zum heldischen Kämpfer des göttlichen Wunsches zur Wahrheit.

Endlich wurde zu Beginn des Jahre 1599 der Prozeß[8]) gegen Bruno wieder aufgenommen. Zu seinen Richtern gehörte der berüchtigte Kardinal von San Severina, „der die Pariser Bluthochzeit einen herrlichen und den Katholiken überaus angenehmen Tag nannte". Der Papst ließ Bruno

[8]) Die römischen Prozeßakten und die Denkschrift Brunos an den Papst sind bis heute noch nicht veröffentlicht. Erst von 1599 ab sind kurze Protokolle vorhanden (nach Kuhlenbeck).

zur Anerkennung und Abschwörung acht häretische Sätze vorlegen und ihm einen Termin von 40 Tagen setzen. Nach ergebnislosem Ablauf gab Bruno im Dezember 1599 bei einem Verhör die Erklärung ab: „Daß er nichts zu bereuen hat und nichts bereuen will und nichts hat, was er widerrufen könne, und keinen Anlaß zum Widerruf habe, und nichts weiß, worüber er einen Widerruf und ein reuiges Bekenntnis abgeben kann[9])."

Einen letzten Versuch, ihn umzustimmen, muß sein Ordensgeneral unternehmen. Vergebens!

Am 20. 1. 1600, einem Jubeljahre Roms, befahl der Papst, daß „der Bruder Jordanus" der weltlichen Gewalt überantwortet werden sollte. Am 8. 2. mußte Bruno kniend sein Urteil entgegennehmen; es wurden ihm die Weihen aberkannt, er wurde exkommuniziert und hiermit der weltlichen Macht übergeben mit der gebräuchlichen Bitte: „Diese möge ihn so gelinde wie möglich und ja ohne die Vergießung seines Blutes bestrafen"; d. h. den Flammen überliefern.

Da erwacht der Gottesstolz in diesem Kämpfer in seiner ganzen Kraft. Er richtet sich auf und schleudert seinen Henkern in trotziger Verachtung die ewig denkwürdigen Worte ins Gesicht: „Mit größerer Furcht verkündigt ihr vielleicht das Urteil gegen mich, als ich es entgegennehme[10])."

Am 17. 2. 1600 wurde Bruno zum Scheiterhaufen geführt. Er verschmähte die „Gnade", vor dem Verbrennen getötet zu werden, die er sich durch Widerruf seiner Lehre noch hätte erkaufen können. „Als hier dem schon Sterbenden das heilige Kruzifix vorgehalten wurde, wandte er mit verachtender Miene sein Haupt" (nach G. Schoppe, der Zeuge der Hinrichtung war)[11]).

Seinen grausamen Tod lange vorausahnend, hat Bruno 10 Jahre vor seiner Hinrichtung seine Grabschrift[12]) verfaßt:

> Das wird mir, ich hoff' es, kein künftig Jahrhundert absprechen und nehmen, an Charakterstärke und Todesverachtung gab keinem Helden ähnlichen Geistes ich etwas nach.

Die Schriften G. Brunos ruhen in der Mehrzahl nach Berti noch heute unveröffentlicht in römischen Archiven. Durch Namensächtung und Vernichtung der „Ketzer"schriften hoffte die Kirche dem Urteil der Welt zu entgehen. Doch vergebens! Der Sieg der Wahrheit triumphiert über Rom: „Seit 1889 erhebt sich auf dem Campo di Fiora sein Denkmal, an der Stelle errichtet, wo am 17. 2. 1600 der Scheiterhaufen flammte[13]).

---

[9]) Berti, Dok. 64; übers. von Kuhlenbeck. (Berti, italienischer Brunoforscher.)
[10]) Brief: G. Schoppe seinem Konrad Rittershausen zum Gruß!
[11]) übers. nach Kuhlenbeck.
[12]) De Monade III.
[13]) Nach A. Riehl.

Den Schwarzen Österreichs ins Stammbuch

Es wallt in den Adern mir heißer das Blut
und rot meine Wangen brennen:
Die Schwarzen wagens mit frevlem Mut,
uns Vaterlandsfeinde zu nennen.

Wir haben im beißenden Pulverdampf
dir, Deutschland, geweiht unser Leben
und haben im würgenden Völkerkampf
dir Kraft und Jugend gegeben.

Deine schlimmsten Feinde, mein Vaterland,
solang ich kann denken und schaffen,
die sind – ich weiß es – im schwarzen Gewand
die römisch-katholischen Pfaffen.

Leuthold Rubein

Florian Geyer

Von Albrecht Türk

Zum Gedächtnis des edlen Kämpfers, der am Pfingsttage 1525 für die Freiheit seines Deutschen Volkes fiel.

Florian Geyer von Geyersberg ist einer der vielen Totgeschwiegenen in der Geschichte einer fremden Willensgestaltung, die die seelischen Taten des freien Blutes nur nach dem politischen Erfolge beurteilt, der über sie bestimmt hat. Das mächtige Band der Blutsgemeinschaft hatte den Helden aus den schirmenden Mauern seiner Burg in die Reihen seiner bäuerlichen Brüder gezogen und — während das unklare Ahnen eines gequälten Lebens die rasende Kraft des fleißigen Volkes zum Umsturze der aufgerichteten blutsfremden Ordnung trieb — sein Herz zur blutsbefreienden Erkenntnis des unerbittlichen Kampfes gegen das fremde Wesen gereift, das sich aus Welschland in die Deutsche Seele geschlichen und ihre Kraft einem fremden Willen unterworfen hatte. Aus dem Geschichteunterricht verbannt, aus der volkstümlichen Geschichteschreibung gestrichen oder höchstens entstellend erwähnt, hat ihn wohl nur das gleichnamige Schauspiel Gerhart Hauptmanns vor der Vergessenheit bewahrt, obgleich diese Dichtung ohne arteigene Handlung und innere Tiefe den harmlosen Zuschauer unbefriedigt entläßt. Neben anderen dramatisierten Versuchen haben sich noch einige historische Romane mit dem Freunde Sickingens und Huttens beschäftigt, die ihn jedoch dem Herzen seines Deutschen Volkes nicht näherbringen können, weil die Nachwelt keinen schöpferischen Menschen hervorbrachte, der die historische Überlieferung in seiner Seele nacherlebend gestalten konnte. Der Roman gibt eine traumhafte, gefühlsselige Darstellung der Wirklichkeit und der handelnden Menschen, so daß die angenehme Täuschung dieser blutsfremden Dichtungart Menschen und Zeitbilder unklar erfaßt und sie weichlich verzerrt, bis sich, an Stelle starker und freier Menschen, aufgeputzte Puppen zeigen, die nach der Begabung des jeweiligen Schriftstellers mehr oder weniger gut „agieren".

Florian Geyer war kein abenteuernder, liebesseliger Romanheld; nicht Kriegslust und Ehrsucht führten ihn zu der großen Volksbewegung, die Luthers befreiende Tat entfesselt hatte. Als er sich dem völkischen Aufstande gegen den herrschenden Zustand anschloß, und seine „schwarze Schar" gegen die „Herren" ins Feld rief, hatte er den Kampfpreis klar erkannt, den ihm die Stunde bot. Der Umgang mit Sickingen und Hutten hatte seine Augen geöffnet und ihm den verderblichen Einfluß gezeigt, der die Deutsche Seele in einer artfremden politischen Überlieferung gefangen hielt und ihr Blut einem fremden Zwecke weihte. Treu diesen großen Vor-



„Aufrührerische Bauern“ um 1525



bildern Deutschen Willens ging er bewußt ihren dornenvollen Weg, als nach schwindelndem Fluge ihr leuchtendes Gestirn in die Nacht gestürzt war. Still und bescheiden ist er hinter dem schwertmächtigen Sickingen und dem wortgewaltigen Hutten zurückgetreten und hat den Mangel an äußerem Glanze mit dem unvergänglichen Reichtum einer großen Seele vergolten. Er sah seine beiden ritterlichen Waffenbrüder vor sich in ein ruhmloses und verrufenes Grab sinken, weil sie sich gegen das drohende Geschick aufgelehnt hatten; er erlebte den verzweiflungvollen Aufstand und den traurigen Untergang seines geknechteten Volkes, und er hielt ihm die Treue bis zum bitteren Ende. So hatte er ein sorgenfreies und bevorzugtes Leben im Kreise seiner adeligen Standesgenossen verlassen, um den guten Ruf seiner Kraft in einer unsicheren und zerrissenen Bewegung einzusetzen, deren unglücklichen Ausgang er bald voraussah. Als einziger „Herr" war er freiwillig dem evangelischen Bund beigetreten und hatte sich auf die Seite der verachteten Bauern gestellt, überzeugt, der Freiheit und Größe einer Deutschen Zukunft zu dienen, wenn er die Sache des Volkes ergriff. Sein Leben hatte er dem Volke geweiht, und für seine Zukunft ist er gestorben.

Seine erprobte Kenntnis des Krieges und der politischen Verhältnisse brachte der geistigen Führung der Bauern einen bedeutenden Kraftzuwachs, und seine „schwarze Schar", die er aus einigen hundert Landsknechten gebildet und nach und nach durch Aufnahme geeigneter und zuverlässiger Bauern verstärkt hatte, wurde das militärische Rückgrat des ungeübten Bauernheeres. Dringend hatte er zur großzügigen Anwerbung und Einstellung von Landsknechten aufgefordert, um die Schlagkraft des Heeres zu heben und die feindliche Macht zu schwächen. Waren es doch Söhne eigenen Blutes, die den Bauern ihr Leben boten und sich reicherer Belohnung sicher sahen, wenn sie ihr Blut im Dienste ihres Volkes als auf den fremden Schlachtfeldern politischer Herrschsucht verspritzen mußten. Mißtrauisch und neidisch auf seinen wachsenden Einfluß hatten die Bauernführer kleinlich knausernd den heilsamen Vorschlag abgelehnt und eine kostbare Gelegenheit versäumt, die „Herren" des besten Teils ihrer Kriegsmacht zu berauben und den Krieg vielleicht mit einem Schlage zu entscheiden. Uneigennütziger wie Sickingen und Hutten, die stets zur Führung drängten und persönliche Ziele verfolgten, hieß die edle Zurückhaltung Florian Geyers mitunter auch verderbliche Beschlüsse gut, wenn das allgemeine Wohl den rücksichtlosen Einsatz seines befähigten Willens erfordert hätte. Gegen seine Überzeugung und Erfahrung stellte er sich der bedenklichen Wahl Götzens von Berlichingen zum obersten Feldhauptmann der Bauern nicht entgegen, sondern empfahl sie sogar trotz der zweideutigen Ausflüchte und der schwankenden Zusage des „Ritters mit der eisernen Hand", der nur gezwungen zur Bauernfahne schwor und den schweren Anforderungen der höchsten politischen und militärischen Führung überhaupt nicht gewachsen war. Geyer unterwarf sich dem Gewicht der politischen Gründe, die der

Bauernkanzler Hippler im großen Rate vorbrachte, denn man hoffte, durch Götzens Übertritt den fränkischen Adel und seinen wertvollen Zuschuß an Geschütz und Reiterei zu gewinnen. Der Irrtum stellte sich bald genug heraus, aber die verlorene Zeit konnte nicht wieder eingebracht werden, sie kam den Feinden zugute. Die unbegreifliche Täuschung in der Wahl des Führers rettete den ungerüsteten Adel des fränkischen Kreises, den rasches, zielbewußtes Vorgehen zur Unterwerfung geschreckt hätte, und fesselte ein beträchtliches Bauernheer an die nutzlose Belagerung der starken Würzburger Festung Marienberg, die den unkundigen und unausgerüsteten Bauern unbezwinglichen Widerstand leistete. Vergebens hatte Geyer der sinnlosen Belagerung widersprochen und die verhängnisvollen Folgen aufgezeigt, die dem Feinde die Sammlung und Rüstung seiner geschulten Kräfte erlaubten. Vergebens drang er auf die rasche Zusammenziehung der im Lande zerstreuten und marodierenden Bauernhaufen, um dem drohenden Angriffe eine geschlossene und überlegene Macht entgegenzuführen. Er mußte zusehen, wie die einzelnen Haufen nacheinander aufgerieben wurden, wie es den Feinden gelang, auch Luther auf ihre Seite zu ziehen und gegen das Volk auszuspielen. Der politische Fehler der gerechten Bestrafung des wortbrüchigen Grafen Helfenstein und seiner Ritterschaft nach der Erstürmung von Weinsberg veranlaßte die hitzigen und unbesonnenen Angriffe Luthers „Wider die stürmenden Bauern", die ihr verratenes Blut blutig gerächt hatten. Luther stellte hier seiner Klugheit und Gerechtigkeit ein schlechtes Zeugnis aus, denn sicherlich wurde er von politischer List zu der vorschnellen Abfassung seiner törichten Flugschriften bestimmt, und die grell aufgetragenen Weinsberger Greuel mußten sein kindliches Gemüt reizen, damit es die scheußlichen Mordtaten der fürstlichen Waffen segnete. Auch persönliche Gründe wirkten mit und nahmen ihn besonders gegen den klugen Thomas Münzer ein, der mit bitteren Worten Luthers politische Abhängigkeit und Schwäche geißelte, die Luther auf die weisenden Ratschläge betrügerischer Dunkelmänner wie Melanchthon und Spalatin hören ließ. Das ziellose Zerstören und Morden war ein politisches Ungeschick der führerlosen und verratenen Bauern; als Luther die angebotene Führung der Volksbewegung ablehnte, wurde die Niederlage der Bauern zum politischen Unglück des Deutschen Volkes und der evangelischen Kirche. Mit Luthers Abkehr und Parteinahme mußte die gewaltige Erhebung zusammenbrechen, die die seelische Freiheit zur politischen Erkenntnis gestalten wollte. Seine kurzsichtige Verblendung erschütterte das eigene Werk und gab die Tat seines Deutschen Blutes wieder in die Hand der blutsfremden Politik, die er in der römischen Kirche bekämpft hatte. Nur ungern hatte sich Florian Geyer an dem folgenschweren Rachezug gegen Weinsberg beteiligt und durch seine glänzende Erstürmung des beherrschenden Schlosses die ritterliche Besatzung der Stadt zur Übergabe gezwungen. Von Anfang an hatte er gegen eine schädliche und wahllose Verzettelung der Kräfte geraten und den eigensinnigen Bauernführern

eindringlich, aber erfolglos die verhängnisvollen politischen Folgen der zersplitterten Einzelunternehmungen vorgestellt. Seine besonnene Klugheit wurde von dem wütenden Strome fortgerissen, und auch seine Seele hatte der treulose Wortbruch der Ritterschaft empört.

Das Unheil nahm seinen Lauf. Die verräterischen Aufwiegler des Volkes beriefen sich auf Luther, sein Ansehen und Beispiel, als sie einer Sache den Rücken kehrten, die ihnen keinen Vorteil mehr versprach und ihren Zweck erfüllt hatte. Die adelige Führung der Bauern stand hinter dem geistigen Abfall nicht zurück und verriet das vertrauensselige Volk an das blutige Schwert seiner fürstlichen Mörder. Götz von Berlichingen, der oberste Feldhauptmann der Bauern, hatte mitten in der Krise die Sache des Volkes treulos im Stiche gelassen und war vor der Entscheidungschlacht heimlich entflohen, als sich der Fluch seiner Führung enthüllte. Die armseligen Entschuldigunggründe des „Ritters mit der eisernen Hand" entsprechen seiner traurigen Handlungsweise und können den schweren Vorwurf des Verrates nicht entkräften. Florian Geyer allein blieb dem verlorenen Blute treu, und seine Einsamkeit in der Entscheidungstunde zeigt, daß weder Berechnung noch zweckmäßige Feigheit seinen ersten Entschluß begleitet hatten. In dem beschränkten Wirkungkreise, den ihm die Mißgunst und Machtgier der Bauernführer angewiesen hatte, tat er ruhig und menschlich seine beschworene Pflicht und griff überall helfend und beratend in den fürchterlichen Wirrwarr ein, jedoch Abfall und Niederlagen folgten. Noch hoffte er, das Schicksal zu meistern und durch sein Ausharren wenigstens einen erträglichen Frieden zu retten. Es war zu spät. Von allen Seiten eilten die Unglücksboten herbei und kündeten von dem blutigen Untergang der schwäbischen und thüringischen Bauernhaufen. Das furchtbare Schicksal Thomas Münzers und Jäcklein Rohrbachs schrie durch die fränkischen Lager und erschütterte die kleinmütigen Seelen, die jetzt der schnellen Unterwerfung zuflohen. Schon war Truchseß von Waldburg, der „Bauerntod", mit einem starken Heere gegen Würzburg im Anzuge, den Marienberg zu entsetzen und das letzte kampffähige Bauernaufgebot auszutilgen. Florian Geyer sah ein, daß das Ende gekommen war und es den höchsten Kampf um Ehre und Freiheit zu bestehen galt, der über die Deutsche Zukunft und sein Leben entscheiden mußte. Die bedrückende Voraussicht der sicheren Niederlage stählte seinen Willen. Nichts wollte er einem unerbittlichen Schicksale lassen und um die K r o n e kämpfen.

Der Geist Wittekinds, Sickingens und Huttens schwebte über der Schlacht, die Deutsches Blut gegen den römischen Götzen schlug. In Eilmärschen rückte Geyer ins Lager bei Heidingsfeld, wohin sich das Belagerungheer von Würzburg gezogen und die Reste der geschlagenen Haufen um sich gesammelt hatte. Aus der Vernichtungschlacht bei Königshofen zog er sich in ununterbrochenem Kampfe auf Dorf Ingolstadt zurück, wo er sich in den Ruinen des kurz vorher von den Bauern zerstörten Schlosses festsetzte und seinen Verfolgern den hartnäckigsten Widerstand leistete. Der feindliche Feldherr wußte,

daß der Krieg nicht zu Ende war, solange noch ein Führer wie Florian Geyer im Felde stand, und er eilte, den schwelenden Brand auszutreten, ehe die sterbende Flamme neue Nahrung fand. In Geyer lebte die seelische und kriegerische Kraft des kämpfenden Volkes. So sah das Ruinenschloß den blutigsten und grimmigsten Kampf des ganzen Bauernkrieges. Unter Kugel- und Feuerregen mußte Schritt für Schritt bis in die rauchgefüllten und einstürzenden Keller hinein verzweifelt gestritten werden. Einen Tag und eine Nacht hielt Geyer mit seinem geschmolzenen Häuflein die zerschossenen Mauern gegen die Übermacht des Schwäbischen Bundes. Die wütenden Angriffe zerbrachen an der Tapferkeit der Verteidiger, die die angebotene Ergebung trotzig verwarfen. Man kannte die Erfüllung des ritterlichen Ehrenwortes gegen die rechtlosen Bauern zu gut. In der Nacht schlug er sich mit wenigen Getreuen durch die Feinde, aber die rücksichtlose Verfolgung holte den Geächteten bald ein. Umstellt und verraten fiel Florian Geyer am Pfingsttage 1525 bei Schloß Rimpar unter den Hieben der Herren und ihrer Knechte. Kein Denkstein kündet seine Todesstätte, und über sein vergessenes Grab hinaus traf den Toten der Fluch des Feindes, den der Lebende bekämpft hatte. Es war ihm nicht beschieden, seinem Volke die Freiheit zu gewinnen, für die er ausgezogen war, aber er stand zu der erwählten und für recht erkannten Sache bis zuletzt und starb wie er gelebt: Furchtlos und treu!

Vorsatz

Sie brannten meiner Ahnen Blut
in ihrer priesterlichen Wut
auf ihrer Scheiterhaufen Glut.

Sie schlugen meine Ahnen schon
hart unter priesterlichem Hohn
und nannten es noch Gotteslohn.

So will ich fordern heil'ges Recht,
und wenn der Teufel selbst nicht möcht',
ich werde frei — ich bleib' nicht Knecht.

Rudolf Panek.



Florian Geyer bei Weinsberg 1525 — Hans Röhm

Lieber verderben
als kriechen und werben,
um zu gefallen.
Nein, Fäuste ballen
und mutig wagen,
nicht zögern und zagen.
Charakter zeigen!
Das Kriechen ziemt Feigen.

Gerhart Weiß



Freiheit Deutschen Bauerntums durch Deutsche Gotterkenntnis

Von Hans Vollmar

Die Geschichte des Deutschen Bauern lehrt uns eindringlich genug, wie durch die gewaltsame Bekehrung zum Christentum (Niedersachsen, Allemannen, Stedingen und Alt-Preußen) der Bauer enteignet und versklavt wurde. Die Voraussetzung dazu war jedoch die seelische Entwurzelung durch diese Lehre, sie schaffte ja erst die Rechtsbegriffe dazu. Gab es vorher freie Bauern, so gab es dann, übereinstimmend mit der „heiligen Schrift“: Herren und Knechte. Das Volk zerfiel. Es zerfiel, weil ihm der seiner Art entsprechende Glaube genommen war und ihm somit die seelische Einheit, die seelische Geschlossenheit zerbrochen wurde. Die Herauslösung aus Volk, Stamm und Nation hatte begonnen (Joh. Offbg. 5,9). In der Ausstellung der Grünen Woche 1935 konnte man in der Eingangshalle folgendes lesen:

„Die mit der Christianisierung verbundene Einführung des Seelengerätes erniedrigt den germanischen Freibauern zum Zinsbauern.

Die christliche Kirche beansprucht für sich das Recht des Seelengerätes. Danach konnte der jeweilige Hofbesitzer entgegen dem urdeutschen Erbrecht einen Teil seines Hofes zur Rettung seiner Seele aus dem Fegefeuer der Kirche vermachen. In den meisten Fällen wurde das Seelengeräte in der Form geleistet, daß der sterbende Bauer den Hof insgesamt der Kirche übertrug und die Erben ihn wieder als zinspflichtiges Lehen zurückerhielten. So verliert ein großer Teil des germanischen Freibauerntums seine Unabhängigkeit.“

Dadurch mußte sich Deutsches Bauerntum natürlich immer mehr auflösen. Blut und Boden, die notwendigen und unantastbaren Grundlagen des Deutschen Volkes, verwässerten als solche mit der Zeit, weil sie nicht mehr an den artgemäßen Glauben gebunden waren. Der deutsche Mensch, von Natur aus eben Bauer, lernte anders denken, nicht mehr natürlich, einfach, organisch und völkisch, sondern zusammenhanglos, individualistisch, mechanistisch, weil ja der Glaube die Art seines Denkens beeinflußte. In der Monatsschrift für Blut und Boden, „Odal“, Herausgeber R. Walther Darré, Heft 1, 4. Jahrgang, Heumond 35, schreibt Konrad Meyer:

„Man kann sich wohl einen landwirtschaftlichen Betrieb in rationell vollendeter Art und Weise konstruieren — und man hat es leider auch getan —, man erhält dann aber eine Produktionsmaschine, die, wie jeder Mechanismus, in ihrer Leistungsdauer begrenzt ist. Man erhält aber kein gegliedertes und lebendiges Ganzes, das zu Dauerleistungen befähigt wäre. Die Lehre vom Ackerbau ohne Vieh, von der Viehhaltung ohne Ackerbau, oder die heute

überwundenen Bestrebungen einseitiger Mechanisierung der Landgutwirtschaft sind rationellem Denken entsprungen.

Unter dem Eindruck der Schäden, die sich bei naturwidrigen Wirtschaftweisen im letzten Jahrzehnt deutlich zeigten (Versäuerung der Böden, Nachlassen der natürlichen Fruchtbarkeit, Anfälligkeit der Pflanzen gegen Krankheiten usw.), haben wir wieder organisch denken, also in Zusammenhängen sehen und empfinden gelernt."

Bei dem, durch dieses Denken verursachten, drohenden Untergang hat den Bauern nur sein, im Unterbewußtsein schwingendes, Deutsches Gotterleben bewahrt, das von Generation zu Generation weitergereicht worden ist und Deutsches Bauerntum erhielt, soviel es auch geschmäht wurde. Unsere Rasse, die in schärfster Züchtungauslese in der Eiszeit im Kampf mit den Naturgewalten entstanden ist, schuf sich als selbsterhaltende Lebensnotwendigkeit, als Urbild: den Bauern, den genialen schöpferischen Leistungmenschen. Das Wesen jeder Rasse, das ihr artgemäße Gotterleben, ist bei der nordischen Rasse mit dem Begriff „Bauerntum" verknüpft. Es entstand im Kampfe mit den unerbittlichen, todbringenden Naturgewalten in schöpferischer, göttlicher Selbstbehauptung. Kein sich beugender, dem Zweck versklavter Mensch wurde da geboren, sondern ein freier, göttliche Wünsche trotz widriger Umwelt durchsetzender. Da wurde der Boden nicht hie und da ausgenutzt und der Wohnsitz gewechselt, sondern auf Einzelgehöften, auf eigenem Besitz saß der freie Bauer. Gerade das Festhalten an dem einmal Erworbenen ist Wesensart deutschen Bauerntums. Die Freiheit gilt ihm als Höchstes und seiner Art zu leben als heiligstes Gesetz, führte er ja sein Geschlecht bis auf die Götter zurück. Der Boden, der ihm die Erhaltung seiner Sippe und seines Volkes gewährleistete, war ihm deshalb heilig.

So fühlen wir uns in eine andere Welt versetzt, wenn wir nun den Bauern nur noch angesehen als Erzeuger von Lebensmitteln wiederfinden.

Seelisch betäubt und erdrückt durch die fremde Glaubenslehre suchte der deutsche Bauer die Ursache seiner Unfreiheit in nur äußeren und materiellen Dingen, ja, er sah überhaupt nur solche. Deshalb mußte auch sein trotz allem so gewaltiger Freiheitkampf im 14. und 15. Jahrhundert zusammenbrechen. Er sah eben die Zusammenhänge nicht, reichte doch sein Blick nicht über den Hof und das Dorf hinaus. Das völkische Erwachen, Anfang des 19. Jahrhunderts, brachte ihm unter dem Freiherrn vom Stein einige Erleichterung. Nachdem aber durch das sogenannte Hardenbergsche Edikt der Boden zur Handelsware gestempelt worden war, und der Bauer durch Verkauf seines Landes seine Schulden bezahlen konnte, verlor ein großer Teil seine Heimat und seinen Besitz. Im eigenen Vaterlande heimatlos, durch jüdisch-christliche Wirtschaft- und Rechtsbegriffe proletarisiert, sanken diese oftmals aus edlen Bauerngeschlechtern stammenden deutschen Menschen zur „Masse Mensch" herab. Von da ab gab es dann außer „landwirtschaftlichen Lebensmittelfabrikanten" auch noch „land-

wirtschaftliche Lohnarbeiter", die heimat- und besitzlos lebten und leicht dem Marxismus in die Arme fallen mußten. Deutsche Menschen waren somit durch den fremden Glauben um „Blut und Boden" gekommen. Erst durch die gewaltigen seelischen Erschütterungen des Weltkrieges erwachte die Deutsche Volksseele allmählich wieder zu sich selbst. Dieses Erwachen wuchs trotz, oder besser gerade wegen einer roten Revolution und wurde zur Deutschen Revolution und zur Deutschen Aktion. Deutsches Blut, deutsche Menschen, fordern sich heute wieder ihren Boden, das Unterpfand ihrer Freiheit und ihres Lebens zurück. Sie tun dies heute aber nicht aus christlichem Glauben heraus, sondern aus völkischem deutschem Wollen. Ihr ererbtes Gotterleben mahnt sie unwiderstehlich immer wieder und immer wieder Freie zu werden, Bauern zu sein. Auf Grund dieses völkischen Erwachens haben wir heute schon Gesetze, wie z. B. das Erbhofgesetz und das Reichsnährstandgesetz. Der Deutsche Ackerboden wird dadurch dem Leihkapital entzogen und dem Landarbeiter wird geholfen, wieder seßhaft und bodenständig werden zu können. Der Gedanke von Blut und Boden ist wieder maßgebend geworden; doch das Wort Glaube gehört zu ihm, wenn er Sinn haben soll. Dies lehrt uns die Geschichte. Wenn dieses einstmalig gewesene freie Deutsche Bauerntum, von dessen hoher Kultur uns nur noch spärlich erhaltene Reste Zeugnis ablegen, nach der gewaltsamen Glaubensaufzwingung zu siechen begann, und sich damit das Volk zersetzte, so liegt dies daran, daß durch christliche Suggestion von Kindheit an (Höllenverängstigung, Belohnung des Guten, Bestrafung des Bösen) das, im Unterbewußtsein unserer Rasse, ererbte Gotterleben nicht mehr ins Bewußtsein treten konnte, oder zum mindesten doch sehr stark dadurch beeinflußt wurde (s. Des Menschen Seele, S. 71, v. Frau Dr. Ludendorff). So erleben wir es denn, daß Deutsche Menschen auf eigenem Grund und Boden, dem ewigen Werden und Vergehen näher als andere, seelentot dahinleben. Sie erachten es als ihren Lebenssinn, ihren Besitz und ihr Geld zu vermehren, und es kommt ihnen in ihrem Ehrgeiz nur darauf an, eine protzige Rolle zu spielen. Es gibt noch viele solche nur „geborene Deutschen". Hier kann Hilfe nur aus einer Gotterkenntnis kommen, die artgemäß ist und die mit den Naturgesetzen im Einklang steht. Nur eine solche kann das Deutsche Bauerntum retten. Diese Gotterkenntnis ist da und wurde uns von Frau Dr. Mathilde Ludendorff geschenkt. Die Grunderkenntnis von Frau Dr. Ludendorffs genialem Werk ist die: der Mensch, das einzig bewußte Wesen, kann sich freiwillig zum Bewußtsein des Göttlichen schaffen. Keiner kann dies leichter und herrlicher erleben als der Mensch, der am meisten mit der Natur verwachsen ist und das ist besonders der Deutsche Bauer. Diese Gotterkenntnis bedeutet endgültige Befreiung für ihn von engen seelischen und geistigen Schranken. Nun kann er als Ausdruck seiner Rasse seine Aufgabe für sein Volk erfüllen. Die neuen Gesetze, wie das Erbhof- und Reichsnährstandgesetz, erhalten nun erst ihren vollen Sinn. Von sich aus konnten sie dem Bauern diese

Freiheit nicht geben, nun werden sie ihm willkommene Hilfe sein. Frau Dr. Ludendorff schreibt in ihrem Werke: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", S. 276:

„So werden der Besitz von Grund und Boden und landwirtschaftliche Betätigung, die vielen Menschen die Selbsterhaltung durch Leistung ermöglicht und für die Volkserhaltung so Wichtiges erzeugt, im Falle einer sittlichen Art und Weise der Verwaltung die höchste Wertung des Besitzes überhaupt erfahren; denn mehr noch als Selbsterhaltung sichert sie Gotterhaltung im Volke. Sie verwebt es innig mit der Natur, dem kraftvollsten Bildgleichnis Gottes, sie verwurzelt das Volk mit der Heimat, sie behütet vor unendlich vielen Entartungen, gewährleistet gesunde Verhältnisse für Aufzucht der Kinder. Unsittlich freilich wird der Grundbesitz wie jeder andere durch Ausnützung der Menschen, die durch ihn den Lebensunterhalt erarbeiten, unsittlich wird er, wenn die Aufgabe, der Volksernährung gesunde Grundlagen zu geben und Stütze der Volkserhaltung zu sein, hinter Gewinnsucht zurücktritt. Unsittlich wird er endlich, wenn aus Grund und Boden Handelsware gemacht wird, damit sich der Besitz in seinem Wert erhöhen soll."

Wenn nun unser Deutscher Bauer heute noch vielleicht dieser Deutschen Gotterkenntnis ferner stehen mag als manche anderen Kreise, so liegt dies an seinem Festhalten am Althergebrachten. So wie er uns Sitten und Gebräuche auch noch vorchristlicher Zeit in manchen Gegenden bewahrte, so hängt er eben auch heute vielfach noch, manchmal nur aus seinem Sippengefühl heraus, am „alten Glauben", den ihm geschickte Priester mundgerecht auszulegen verstehen, wenn er auch — sich selbst unbewußt — nie im Innersten Christ gewesen ist. Trotzdem schreitet Deutsche Gotterkenntnis zwar langsam, aber doch sicher auch in das deutsche Bauernhaus und führt unseren Bauern wieder zu sich selbst zurück, um ihn zu dem zu machen, was er sein soll: die Kraftquelle des Deutschen Volkes.

Gedanken, die aus der Wüste kommen,
können niemals dem Deutschen frommen.
Die Palme hält dem Norden nicht stand
und Eichen verdorren im Wüstensand.
So mordet auch Seelen durch fremden Geist,
wer sie aus Blut und Boden reißt.

Gerhart Weiß.



Foto: Bildarchiv des Reichsnährstandes, Berlin

Tafel in der Ausstellung der Grünen Woche 1935 in Berlin





Foto: Bildarchiv des Reichsnährstandes Berlin

Tafel der Reichsnährstandschau 1937 in München

Deutsche Gotterkenntnis

aus: „Das Gottlied der Völker"

von Frau Dr. Mathilde Ludendorff

...Dann aber war der gesegnete Tag gekommen, den vor Jahrtausenden einst ein Weiser geahnt. Erkenntnis des Sinns unseres Seins, Erkenntnis des Werdens der Welten, Erkenntnis des Sinns der Unvollkommenheit und der Vergänglichkeit aller Menschen, ja, aller Gesetze der Seele gaben, weil sie im Einklang mit der Tatsächlichkeit stehen, nun auch den Schlüssel zu allen letzten Fragen der einzelnen Seele und der Seele der Völker... Unauffällig, unaufdringlich waren der Forschung Geschenke von Geschlecht zu Geschlecht; erst als sie reiche Früchte getragen, blickten die unvollkommenen Menschen auf sie, weil die Früchte auch Nutzen sein konnten. Als dann der weite Weg der Naturforscher und Philosophen durch Jahrhunderte näher und näher hin zum Geheimnis geführt, da wagte erst ganz zuletzt das Sinnen der Kultur sich an das heilige Rätsel des Werdens, das der Mythos einst schon mit der Einbildungkraft glaubte enträtseln zu dürfen.

„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis,
Nur das Werden birgt das Rätsel"

(S. „Triumph des Unsterblichkeitwillens".)

so sprach ich im Sinnen, als ich der plappernden Toten Geschrei als die Antwort auf alle Forschung hörte. Ja, ein anderer Weg, ein gottnah gewählter Aufstieg hin zur Einsicht ward von der Kultur gewählt, und eine andere Frucht, tiefes Erkennen der Welt, der Seele, des Sinns unseres Seins und der Gesetze des Lebens der Völker schenkt sie der Zukunft!

Befreit war da für die Einsicht der Menschen das Weltall von dem scheinbaren, durch gottwidriges Wollen und Handeln der Menschen nur vorgetäuschten Widersinn dieser Schöpfung.

Befreit ward für die Einsicht der Menschen das Wesen des Göttlichen von allen Wahngebilden der Einbildungkraft und Irrtümern der Vernunft, die es hinabzogen in die Formen aller Erscheinung, die ihm sogar Wesenszüge der Unvollkommenheit in allen Religionen andichteten.

Befreit ward für die Einsicht der Menschen das Weltall von allen Wahngebilden, die die Vernunft sich ersann, weil das Todesmuß aller Menschen und der Unvollkommenheit göttlicher Sinn verkannt wurden. Es schwinden als törichter gottferner Wahn die Lehren vom Leben des einzelnen nach seinem Tode, von Himmel und Höllen und Wiedergeburten

Befreit wird für die Einsicht der Menschen das Weltall von den Wahngebilden der Einbildungkraft von persönlichen Teufeln und Göttern, die Schicksale lenken, von allerlei guten und bösen Geistern, die über des Menschen Leid und Glück mitbestimmen.

Befreit ist die Einsicht der Menschen in die Vollkommenheit der Schöpfung, in die Wesenszüge des Göttlichen und die Wege zum Gotterleben von allem furchtbaren Irrwahn, den Geisteskranke den Gläubigen lehrten, die ihren Wahn für geheime (okkulte) Weisheit erachtet und krankes Getue für „Übung" der Versenkung in das Göttliche hielten und lehrten, bis in allen Völkern der Erde die Menschen künstlich in die Umnachtung geführt, sich den Kranken im Geiste anzugleichen bestrebten.

Befreit wird die Menschenseele von allem Irrwahn, über der Unvollkommenheit Gesetze und die Wege der Seele zum Einklang mit Gott zu gelangen, den die Vernunft der Menschen sich seit je ersann.

Statt bettelnder Beter und Opferer steht der aufrechte Mensch, der aus freiem Willen in Tatkraft Einklang mit dem Göttlichen in sich schafft.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt die Gotterkenntnis die Wesenszüge des Göttlichen und enthüllt sie im Weltall der Erscheinung, im Werden der Welten, im Werden der Menschenseelen und ihrem bewußten Erleben.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt sie all die vollkommenen Seelengesetze, die die Schöpfung des Einklangs mit Gott als freie Tat der einzelnen Menschenseele belassen und in jedweder Umwelt, jedwedem Schicksal und bei jedwedem Erbgute möglich erhalten.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt sie die einfachen, ohne Absicht und erhaben über jedwedem Zweck beschrittenen Wege der Menschenseele zum göttlichen Einklang.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt sie den tiefen Sinn der eingeborenen Unvollkommenheit, des Todesmuß und des Erbgutes jedes Volkes, ja, auch die Vollkommenheit, mit der diese unvollkommen geborene Menschenseele mit diesem Erbgut verwoben ward.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt sie das vollkommene Können der Menschenseele, dem Todesmuß alle Herbheit zu nehmen, an unsterblich Göttlichem Anteil im eigenen Erleben zu haben und den Reichtum alles göttlichen Lebens der Menschen aller vergangener Jahrtausende in der Kultur zu teilen.

In das helle Licht der strahlenden Sonne stellt sie die wahrhaft vollkommene Welt, die Kultur zu allen Zeiten in allen Völkern geschaffen: Eine verklärte Wirklichkeit, in der die verklärte Seele der Schaffenden kommenden Zeiten geschenkt wird und den Menschen deutbar, ja, miterlebbar ist.

War die Frucht der Einsicht der Forscher nach Wahrheit stets eine reiche gewesen für die Menschen der Erde, so ist das Ergebnis der Gotterkenntnis unermeßlich reich für das sinnvolle Leben freier Völker und freier Menschen, die ihren Völkern das Leben erhalten. Es stürzen die Werte, die sich als Tugenden brüsteten, weil sie zumeist als furchtbarer Frevel am göttlichen Sinn des Seins erkannt sind. Es erstehen heilige Pflichten der einzelnen und der Leitung der Völker, die übersehen oder gar mit Füßen

getreten wurden von der „Moral“, die Religionen gegeben. Es erstehen heilige Pflichten der Wirtschaft, des Rechtes, der Erziehung der Kinder, die man für freiwilliges oder gar eines Tadels wertes Tun einzelner eben geduldet, oft aber sogar behindert hatte. Es ersteht Begrenzung der Freiheit, bedingt von der heiligen Pflicht der Erhaltung des Volkes, die Religionen nur selten einmal und nur sehr mangelhaft je gesehen. Es erstehen heilige Rechte auf Freiheit des Volkes, der Völker und des einzelnen Menschen, die die Geschichtegestaltung im Einklang mit den Religionen und den Gottleugnern mit dem besten „Gewissen“ meist zertrat.

Das, was die Geschichte als „weltlicher Arm“ der Religionen und als Wille der Gottleugner mit Zwang und Gewalt zu bedrängen gewagt: das Gotterleben des einzelnen, ist von dieser Erkenntnis als unantastbar in seiner Freiheit gezeigt, und Geschichte empfängt von ihr die Forderung, solche Freiheit zu hüten!

Alles, was die Religionen, die Gottleugner und ihr „Arm“, die Geschichte, zu verschütten und zu ersticken gewagt, die Freiheit des Gotterlebens der Völker und ihres Eigensanges, der Kulturen, ist als unantastbarer, heiliger Hort von der Gotterkenntnis erwiesen, und Geschichte empfängt das Hüteramt, es vor jedwedem Zwange und Gewalt zu beschirmen.

Alles, was an Seelenschädigung des einzelnen Menschen von frühster Kindheit an unter der schirmenden Obhut der Geschichte von Wahnlehren der Religionen getrieben ward, um vermeintliches Gotterleben vorzuschreiben, zu erzeugen und zu stärken, das ist von der Gotterkenntnis als Seelenfrevel an dem unantastbaren Heiligtume des einzelnen Menschen, dem Gotterleben selbst, erkannt. Und die Geschichte, die in aller Vergangenheit solchen Frevel auf jedwede Weise in allen Völkern schützte und stützte, erhält von der Gotterkenntnis das heilige Hüteramt, solchen Frevel durch Strafen wirksam zu hindern und der Kultur das Vertrauen zu schenken, das sie den Religionen bisher gewährt hat.

Deutsche Gotterkenntnis lehnt einen durch irrfähige Vernunft „begriffenen“ und „beschriebenen“, Schicksal gestaltenden und Gehorsam fordernden Gott ab, wie ihn z. B. die Christen in Jahweh, dem Nationalgott der Juden, vermenschlichen oder Deutschgläubige in anderer, weniger persönlichen Vorstellung haben. Gott in Deutscher Gotterkenntnis ist jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit, unfaßbar durch Vernunft und Begriffe. Gott ist Wesen aller Erscheinung im Weltall und der Mensch Bewußtsein Gottes im All.

Erich Ludendorff.

„Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen …"

Von General Ludendorff

Deutsche Gotterkenntnis ist uns durch die Philosophie Mathilde Ludendorffs geworden. Sie kann dem Menschen und dem Deutschen Volke Grundlage zu neuer Lebensgestaltung sein, die ihnen Arteigenheit und Freiheit erhält, und muß es werden, um dem Deutschen Menschen den Sinn seines Lebens erfüllen zu lassen, das Deutsche Volk allen Gefahren zum Trotz unsterblich und Deutschland ewig zu erhalten. Die Erkenntnis ist das Ergebnis meines Ringens nach Klarheit, durch die ein Zusammenbruch, wie wir ihn 1918 erleben mußten, ausgeschlossen werden kann. Das ist meine vornehmste Kriegserfahrung. Die wirtschaftlichen und rein militärischen treten dagegen an Bedeutung zurück. In „Der totale Krieg" legte ich sie sämtlichst nieder.

Weit liegen nach dem Gewinnen dieser Erkenntnis die Ereignisse des Herbstes 1918 zurück, die sich nun zum zwanzigsten Male jähren und immer verlogener dargestellt werden, je mehr Deutsche Gotterkenntnis im Volke an Boden gewinnt, und das Wirken der überstaatlichen Mächte enthüllt ist. Denn durch solche Lügen gilt es, mich als den Mann zu treffen, mit dessen Namen Deutsche Gotterkenntnis heute in amtlichen Registern steht und das Ringen gegen die überstaatlichen Mächte stets verknüpft bleiben wird. Um ihnen ihr verleumderisches Handwerk zu erschweren, komme ich zu den Zusammenhängen, die den Juden Walter Rathenau bereits nach dem 9. 11. 1918 das Wort sprechen ließen:

> „Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen."

Nur so werden überdies die Ereignisse des Herbstes 1918 verständlich, die von „Historikern" als „Ding an sich" aus leicht verständlichen Gründen dargestellt werden, damit das Volk ja nicht an Kriegserfahrung gewinnt und nicht die überstaatlichen Mächte sichtbar auf die Drehscheibe gestellt werden können! Leider war mir sehr vieles 1918 noch nicht greifbar.

In meinen Werken und Schriften der Nachkriegszeit habe ich festgestellt, wie die überstaatlichen Mächte, der Jude und Rom, der Freimaurer und der immer mehr in Erscheinung tretende Buddhist die Vernichtung der staatlichen Macht des zaristischen Rußlands, des protestantischen kaiserlichen Deutschlands, des Sultans und schließlich auch noch der Habsburger Doppelmonarchie wollten und dies Ziel seit der Hundertjahrfeier der blutigen Französischen Revolution des Jahres 1789 d. J. 1889 planmäßig verfolgten. Was war da nicht einfacher als der teuflische Gedanke, die



Foto: Grainer

Dr. Mathilde Ludendorff
die Schöpferin der Deutschen Gotterkenntnis

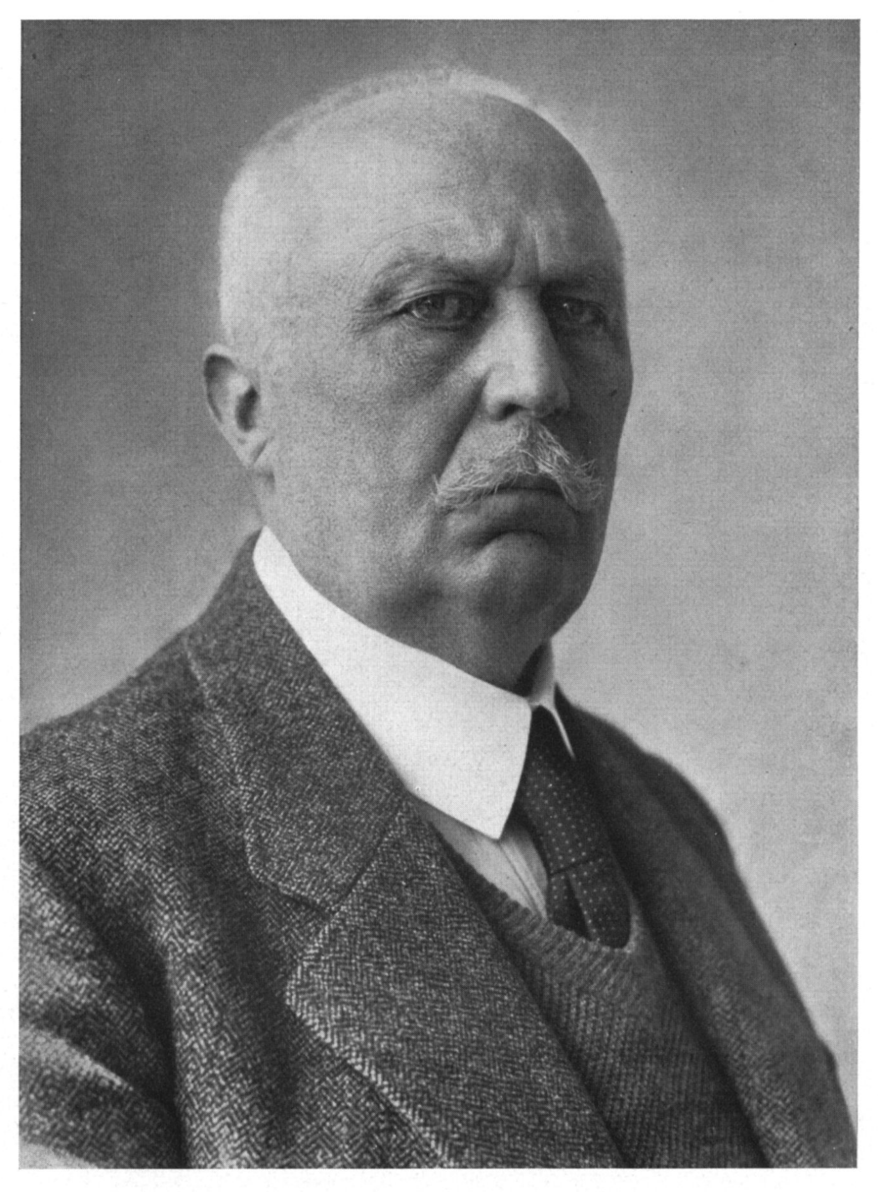


Foto: Scherlverlag

Erich Ludendorff



Staaten, die getroffen werden sollten, gegeneinander zu stellen, damit sie sich einander in den Abgrund stürzten? So formten die überstaatlichen Mächte Bündnisse und schürten, gestützt auf die ihnen gefügigen Staaten England und Frankreich, den Weltkrieg, den sie dann durch den Freimaurermord an dem Erzherzogpaare Franz Ferdinand von Österreich herbeiführten. Ihr Plan, die Arbeitermassen in Deutschland zu Kriegsbeginn gegen den Krieg einzustellen, Deutschland und Österreich-Ungarn sozusagen im Ansturm zu überrennen, mißlang durch das Erwachen der Volksseele in Millionen Deutscher, die Schlacht von Tannenberg und meine sonstige Kriegführung im Osten. Aber den Wünschen der überstaatlichen Mächte kamen unsere Siege über Rußland zugute. Sie wechselten ihre Absicht und hofften, jetzt könne zuerst Rußland und nach ihm Deutschland getroffen werden! Deutlich enthüllte sich dieser teuflische Plan nach dem Zusammenbruch Rußlands im März 1917. Hatten die überstaatlichen Mächte das Deutsche Volk bis dahin hauptsächlich durch geheime Miesmacherei unterhöhlt, so setzte diese jetzt öffentlich ein. Es folgten auf ihre Wirkung hin sogleich der Verfassungstreit in Preußen, parlamentarische Debatten im Reichstage gegen die Autorität des Kaisers und Streiks. Dann steigerten den Mißmut noch die Friedensresolution des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917, die Deutschland die Möglichkeit eines Friedens der Versöhnung und der Verständigung vorschwatzte, den nur ich verhinderte, und die Bekanntgabe einer österreichisch-ungarischen Denkschrift von Anfang April 1917 durch Erzberger, in der Graf Czernin erklärte, Österreich-Ungarn könne nicht über das Jahr 1917 hinaus kämpfen. Meutereien in der Marine machten offenkundig, wie sehr die Sozialdemokratie den überstaatlichen Weisungen folgte, den Deutschen Sieg zu sabotieren usw. usw. Planmäßig herbeigeführte und immer schärfer um sich greifende Korruption vertieften die Wirkung der Hungerblockade und vernichteten den Widerstandswillen im Volke. Die Stimme der Volkseele drängte nicht mehr Millionen Deutsche, für die Volkerhaltung einzutreten.

Ich kann nicht alle Einzelheiten anführen. Gesagtes genügt. Ich wollte nur zeigen, wie 1917 bereits nach dem Niederringen Rußlands vor den Vertretern der überstaatlichen Mächte die Widerstandkraft des Deutschen Volkes gebrochen und seine Massen revolutioniert werden sollten. Mit den sogenannten Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, die um die Jahreswende 1917/18 begannen, setzt ein neuer Ansturm gegen den Deutschen Lebenswillen und gegen den Deutschen Sieg ein. Es begann in Deutschland die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten nach bolschewistischem Muster. Die Bolschewiken auf der einen, Wilson auf der anderen Seite wirkten mit ihren Kundgebungen propagandistisch auf die Deutschen Arbeitermassen und breite Deutsche Bürgerschichten, in denen Rom, der Jude und der Freimaurer führend saßen. Immer mehr verschloß sich das Volk der Kriegführung. Es war ein ungemein ernstes Zeichen der Zeit, daß der Separatfrieden mit Rußland und Rumänien nicht mit Freuden

als ein Weg begrüßt wurde, endlich zum Frieden zu kommen, sondern so dargestellt wurde, als wären diese Friedensschlüsse Werke des Deutschen militärischen Imperialismus. Aus Tausenden von Kanälen drang die Propaganda des Juden, Roms und der Freimaurerei in die Ohren willig hörender Massen.

In den Ersatztruppenteilen der Heimat wurde gewühlt. Urlauber brachten den Geist der Heimat in die Truppe. Schon bei dem großen Angriff, der am 21. März 1916 begann, zeigte sich trotz lang vorhergehender Ruhe und eifrigster Ausbildung der Truppenteile ein bedenkliches Nachlassen an Mannzucht, ja, es war möglich, daß beim Feinde vorgefundene Weinvorräte die Angriffkraft hemmten. Sehr ernst wurden die Erscheinungen, als die Angriffe nicht zu einem Siege führten. Da machte die unmittelbar revolutionierende Unterwühlung des Volkes in Deutschland sowie unter den verbündeten Völkern erhebliche Fortschritte. Konnte sie doch auch z. B. in Bulgarien von den Vertretern der Vereinigten Staaten geleitet werden, da es mit diesen die diplomatischen Beziehungen nicht abgebrochen hatte. Ähnlich war es in Konstantinopel. Am 8. August beschimpften zum erstenmal zurückflutende Deutsche Truppen die anrückenden Verstärkungen mit den Worten „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer". Solche Ereignisse machten den Abgang einer bedenklich großen Zahl von Gefangenen erklärlich. Da aus der Heimat Ersatz nicht kam, war ich gezwungen, Divisionen aufzulösen, konnte aber trotzdem das Sinken der Kampfstärke der noch bestehenden Verbände nicht hindern. Dadurch wuchs deren Beanspruchung in unerhörter Weise.

Unter diesen Verhältnissen war es mir völlig klar, daß der Krieg beendet werden, daß aber auch alles geschehen müsse, um das Volk zur Hingabe an den Krieg zu führen und die Mannzucht im Heere zu festigen.

In einem Kronrat am 14. August wurde über die Herbeiführung des Friedens und über die Festigung der Verhältnisse in Volk und Heer gesprochen, aber praktisch nichts erreicht. Überall saßen die Vertreter der überstaatlichen Mächte.

So ging denn die Revolutionierung im Volke in den verschiedensten Formen weiter, während an der Front die Verhältnisse sich immer ernster gestalteten. Der Zusammenbruch Bulgariens und der mazedonischen Front Mitte September war der Anfang vom Ende.

Die überstaatlichen Mächte und deren Vertreter in Deutschland sahen mit Befriedigung dem Gange der Ereignisse zu. Auf Rußland konnte nun Deutschland folgen. Was sie beabsichtigten, geht klar aus nachfolgender Aufzeichnung im Auswärtigen Amt vom 28. September hervor, die „die Revolution von oben" einleitet. Eine parlamentarische Regierung, d. h. eine solche im Sinne der überstaatlichen Mächte sollte gebildet werden, die dann auch die Friedensverhandlungen führen sollte; und dabei das Übrige, d. h. die Umwandlung der „Revolution von oben" in eine „Revolution von unten" schon bewirken würde. Diese Aufzeichnung wird von den Ver-

tretern der überstaatlichen Mächte und ihren Historikern gern unterschlagen. Ich bringe sie nachstehend:

„Wichtigste Voraussetzung für die Einleitung des Friedens ist die sofortige Bildung einer neuen Regierung auf breiter nationaler Basis auf freie Initiative Seiner Majestät des Kaisers. Hierzu wäre erwünscht, daß möglichst schon morgen abend ein Telegramm in Berlin eintrifft, das die Annahme der von Graf Hertling erbetenen Demission mitteilt und den Vizekanzler von Payer beauftragt, dem Kaiser sofort wegen der Person des neuen Kanzlers und der Zusammensetzung der neuen Regierung Vorschläge zu machen. Das neue Kabinett soll alle Kräfte des Volkes auf breitester nationaler Grundlage zusammenfassen und der Verteidigung des Vaterlandes nutzbar machen. Um die Erreichung dieses Zieles zu sichern, soll der Vizekanzler auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers das Präsidium des Reichstages und die Parteiführer hören und im engsten Einvernehmen mit der Volkvertretung seine Vorschläge ausarbeiten.

Die auf diese Weise neugebildete Regierung würde im gegebenen Moment an den Präsidenten Wilson heranzutreten haben mit dem Ersuchen, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen und zu diesem Zwecke allen kriegführenden Parteien die Entsendung von bevollmächtigten Delegierten nach Washington vorzuschlagen.

Je nach den Wünschen unserer militärischen Stellen würde dem Präsidenten nahezulegen sein, die Kriegführenden eventuell gleichzeitig zum Abschluß eines sofortigen Waffenstillstandes einzuladen. Unsere Aufforderung an Herrn Wilson wäre von der Erklärung zu begleiten, daß Deutschland, eventuell der Vierbund, bereit ist, den Friedensverhandlungen als Programm die bekannten 14 Punkte des Präsidenten zugrunde zu legen.

Es dürfte sich empfehlen, unsere Mitteilung auf direktestem Wege an Herrn Wilson gelangen zu lassen und ihm dabei die Frage der öffentlichen oder geheimen Behandlung anheimzustellen. Am zweckmäßigsten wäre wohl, daß einer der kaiserlichen Gesandten in den neutralen Hauptstädten beauftragt würde, die Mitteilung schriftlich seinem amerikanischen Kollegen zu übergeben. Die Wahl des neutralen Landes müßte von der Eignung der in Frage kommenden amerikanischen Vertretung abhängig gemacht werden. Eine geheime telegraphische Anfrage ergeht dieserhalb heute an die verschiedenen kaiserlichen Gesandten."

In der Stunde, in der in Berlin diese Entschließungen unter Beteiligung des Vizekanzlers von Payer und des Staatssekretärs des Auswärtigen, von Hinze, gefaßt, ja schon ausgeführt wurden, wie der Schlußsatz der vorstehenden Niederschrift zeigt, war von mir ein Entschluß zur Herbeiführung des Waffenstillstandes noch nicht gefaßt worden, wohl aber war ich von mir unterstellten Offizieren, die anscheinend Verbindung nach Berlin hatten, bei ihren Vorträgen gebeten worden, doch daran zu denken.

Tatsächlich habe ich den Entschluß erst an dem gleichen 28. September abends gefaßt und damit Walter Rathenau den Anlaß gegeben, sein Wort auszusprechen:

„Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen."

Ich faßte den Entschluß im eigenen schweren Verantwortunggefühl. Ich schreibe hierüber in „Meine Kriegserinnerungen":

„Ich hatte mich langsam zu dem schweren Entschluß durchgerungen und fühlte nun die Pflicht und den inneren Drang, zu handeln, gleichgültig, was andere sagten, die über die Kriegslage weniger unterrichtet waren. Ich bin bei allen großen Entschlüssen dieses Krieges in vollem Verantwortungbewußtsein meiner Auffassung gefolgt. Daß ich noch mehr verunglimpft und für alles Unglück verantwortlich gemacht werden würde, das wußte ich. Diese persönlichen Bitternisse konnten meinen Entschluß nicht beeinflussen."

Was ich bei diesem Entschluß empfand, das gehört zu dem Unaussprechlichen. Nie bin ich von ihm irgendwie abgerückt. Er war bedingt durch das Nachlassen der Kampfkraft infolge der Revolutionierung und der Tatsache, daß die Wehrmacht vom Volke keinen Zuschuß an seelischer Kraft und Ersatz erhielt, während sich der Gegner mit Hilfe amerikanischer Truppenmassen verstärkte.

Werden nun die durch die Revolutionierung herbeigeführten Tatsachen aus der Geschichte gestrichen, wie es die Absicht der überstaatlichen Mächte schon im Herbst 1918 war und ihrer Historiker noch ist, dann bleibt nur mein Handeln übrig. Der Jude Walter Rathenau konnte noch mehr triumphieren:

„Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen."

Am 29. September, anläßlich des Vortrages beim Obersten Kriegsherrn, wurde in Gegenwart des Staatssekretärs v. Hintze der Entschluß zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes vom Kaiser gebilligt. Der Staatssekretär aber klärte die Oberste Heeresleitung über die tatsächlichen Verhältnisse in Berlin nicht auf.

Es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, ich hätte am 29. den sofortigen Waffenstillstand befürwortet, d. h. ihn sozusagen Hals über Kopf gefordert. Dieses Wort „sofort" kommt in der Niederschrift des Auswärtigen Amtes vor. Ich wollte dem Auswärtigen Amte freie Hand lassen. Erst als ich sah, daß in Berlin geschwatzt, statt gehandelt wurde, wohl um noch leichter gegen mich Vorwürfe zu erheben, da drängte ich, daß das Waffenstillstandsgebot herausginge, da Nachrichten hierüber ins Heer gelangt waren und dort bei der ungeheuren Anspannung, unter der die zusammenschmelzenden Truppen fochten, natürlich auf die Mannzucht schädigend wirken mußten. Bei dem Waffenstillstandsangebot bewegte mich aber auch der Gedanke, dem Volke klarzumachen, ob es wirklich den Frieden der

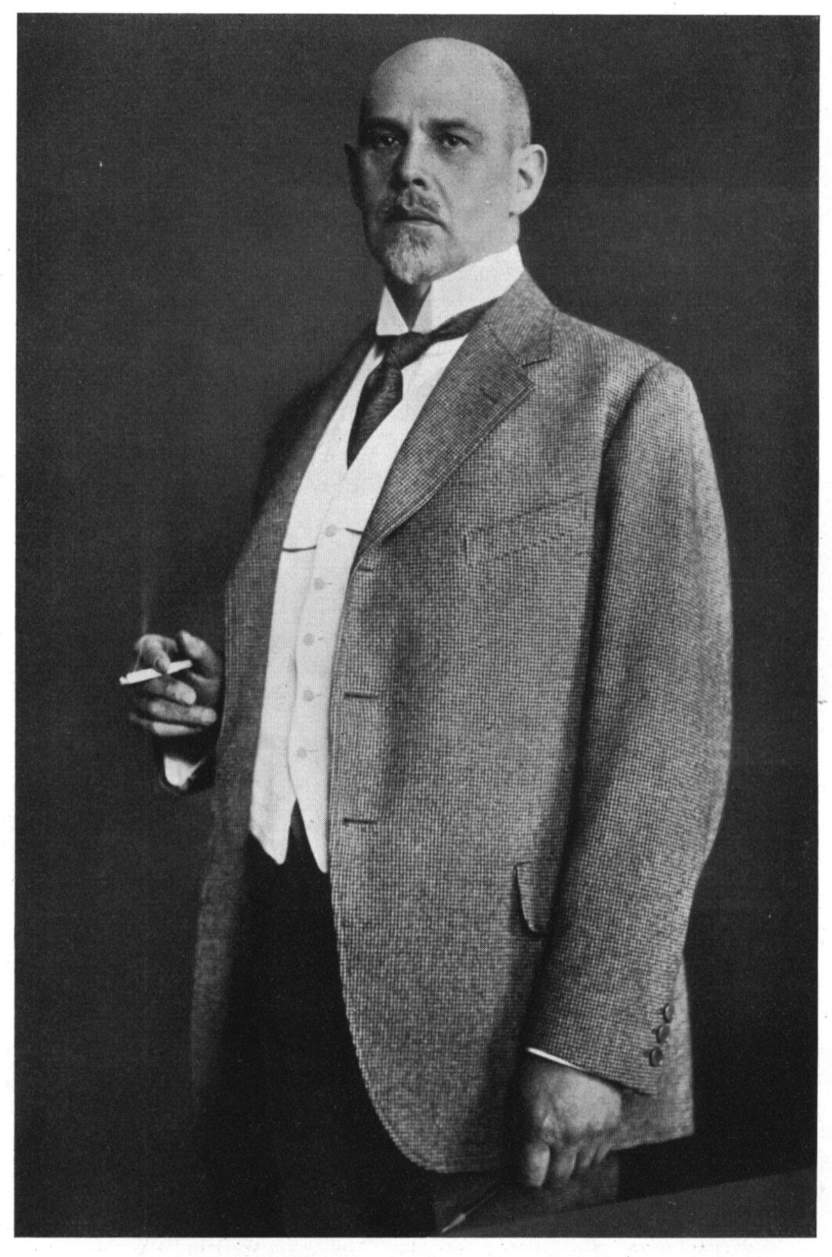


Foto: Scherlverlag

Der Jude Walter Rathenau



Foto: Scherlverlag

Das Präsidium des Soldatenrates im Reichstage 1919

Verständigung und Versöhnung bekommen würde, auf den es hoffte. Ob es nicht doch gelingen würde, es emporzureißen, wenn es einsähe, es wäre genarrt?

Am 17. Oktober schien mir dies in einer Tagung des Kriegskabinetts gelungen zu sein, aber sofort nach meiner Rückkehr nach Spaa schrieb der „Vorwärts" am 20.:

> „Deutschland soll, das ist unser Wille als Sozialdemokraten, seine Flagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben!"

Die Vertreter der überstaatlichen Mächte waren damit in die Nähe des Zieles gelangt, das sie sich 1889 gesteckt hatten.

Als ich nun den Willen zur Fortführung des Kampfes nochmals betätigte, war meine Entlassung am 26. Oktober 1918 die natürliche Folge, denn dem Kaiser war erzählt worden, er könne sich „mit Hilfe der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen". So die Zusammenhänge in ganz großen Zügen. Die überstaatlichen Mächte hatten nun freie Bahn. Am Ende meiner „Kriegserinnerungen" schrieb ich:

> „Am 27. Oktober stand ich in Spaa in voller Manneskraft und am Ende einer militärischen Laufbahn, die mir ein ungeheures Schaffensgebiet gebracht hatte, aber auch eine Verantwortung, wie sie nur wenigen Menschen auferlegt ist.
>
> Abends verließ ich Spaa. In Aachen suchte ich mein erstes Quartier auf. Ich dachte an Lüttich. Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seitdem nicht geändert. Meine Muskeln strafften sich. Ich kehrte zurück in die Heimat."

Ich gab, während die römische Priesterkaste und das jüdische Volk sich um die Beute stritten, dem Schicksal die einzig richtige Antwort und beschritt den Weg, der mich zur Feldherrnhalle und darüber hinaus führte und mir die Erkenntnis gab, daß das Niederringen der überstaatlichen Mächte und das Ringen für Deutsche Gotterkenntnis die unerläßliche Grundlage für die Lebenerhaltung und Lebengestaltung des Deutschen Volkes ist.

Es ist eine der jämmerlichsten weltgeschichtlichen Tatsachen, daß das arme, unwissende, genasführte Volk immer und überall willig war und ist, sich mit seinen falschen Freunden gegen seine wahren zu verbünden. Ja, traurig, zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen, als nur einmal belehren.
Johannes Scherr.

Meine Erinnerungen an Walter Rathenau

Wir bringen diese uns zur Verfügung gestellten Erinnerungen, da sie ein bezeichnendes Licht auf den Juden Rathenau und sein Treiben werfen. Aus begreiflichen Gründen ist eine Namensnennung der Verfasserin dabei nicht möglich. Sie enthalten jedoch über die Kennzeichnung Rathenaus hinaus für jeden eine unmißverständliche Warnung, der heute noch nicht wissen sollte, wie gefährlich und verderblich es ist, mit derartigen Menschen in Verbindung zu treten.

(Die Schriftleitung.)

Mit Walter Rathenau stand ich auf Duzfuß. Ich war sein häufiger Umgang viele Jahre lang und sah anfangs sehr zu ihm auf; mir imponierten sein Auftreten und seine Geistesgaben, ich erkannte den großen Falschspieler zunächst nicht. Es gefiel ihm wohl, daß er mich dummes, junges Ding zum Schemel seiner Herrlichkeit machen konnte und einem so urteilslosen Wesen aus „kleinem Stall“ ohne die sonst bei ihm stets meisterhafte Maske sich ungefährlich frei und offen geben durfte. Nur dadurch ist es mir gelungen, Einblick in sein Wesen zu gewinnen und Dinge von großer politischer Bedeutung zu erfahren.

Es war im Jahre 1905. Mißtrauisch geworden, hielt ich die Augen auf. Ich fand die Liste der damals führenden Sozialdemokraten hinter den Büchern versteckt. Man sagte im damaligen Kaiserreich, daß Rathenau ein großer Patriot sei. Ich bemerkte, daß er dies nur heuchelte und daß er die Sozialdemokraten nur ebenso täuschte wie die Deutsche Regierung. Besonders wertvolle oder gefährliche Gedanken pflegte er in lateinischer Sprache schnell auf einen Zettel zu notieren und diesen sorgfältig in ein gewisses Buch zu schieben. Es gelang mir, einen solchen Zettel unbemerkt Herrn Oberstabsarzt Dr. Heyse zur Entzifferung zu bringen. Die Übersetzung lautete:

„Wir Juden müssen den letzten Pfennig hergeben, um den Klassenkampf zu fördern bei den Deutschen — dann kamen Abkürzungen, die bedeuten konnten — und bei andern Völkern!“ — Das war also in der Zeit v o r der Revolution. Herr Dr. Heyse hat mir dann nach Jahren erklärt, er habe bitter bereut, diesen Zettel nicht wenigstens photographiert zu haben, da ich darauf bestand, den Zettel sofort wieder an seinen Platz zu legen. Dies war alles noch im Jahre 1906. Dr. Heyse hat dann die Leibärzte des Kaisers und der Kaiserin (von Ihlberg und Junker), diese Nachricht

an die höchste Stelle weiterzugeben. Beide Herren lehnten aber rundweg ab, da ihnen das den Verlust ihrer Stellung, zum mindesten aber eine scharfe Zurechtweisung eintragen könnte. Beide Herren waren nämlich Studiengenossen und Duzfreunde von Dr. Heyse, für Herrn Walter Rathenau eine unschätzbare Eigenschaft. Ich sollte ihn durchaus mit D. H. bekannt machen, er würde ihn dann vielleicht zum Hausarzt nehmen. Ich gab Rathenau den Rat, Dr. Heyse als Patient aufzusuchen. R. aber meinte: „Nein, das muß ganz unauffällig geschehen." Ich wußte, daß R. durchaus in die Nähe des Kaisers kommen wollte; viel später kam mir freilich auch der Gedanke, er mochte es auf die Militärimpfungen abgesehen haben. Einzelne Soldaten sollen ja im Weltkrieg gegen sieben und mehr Seuchen geimpft worden sein; viele sind dadurch auch hingerafft, viele lebenslänglich krank, z. B. an Nephritis. Es ist dies nur ein momentaner Einfall von mir, da ich den tiefen Haß Rathenaus gegen das Militär kannte, und weil ich auch wußte, daß er dessen Untergang wünschte. Ich sprach mit Dr. Heyse von Rathenau. Dr. Heyse lehnte aber diesen Patienten ab. R. war ihm unsympathisch, er habe schon genug von der unangenehmen Behandlung der Gräfin Kalkreuth (einer Jüdin Babette Meyer). Dr. Heyse, ein guter Patriot, flehte mich dagegen an, Dr. W. R. weiter scharf zu beobachten und trotz seiner Brutalitäten und Knechtungen bei Rathenau auszuharren. Ich solle es Deutschland zuliebe tun. — Rathenau war zweifellos eine suggestive Persönlichkeit. Mir gegenüber wollte er restlos herrschen und mich mit Füßen treten. Eine perverse Ader spielte auch mit. Einmal schlug er mich und stieß mich mit dem Kopf an den Kamin. Ein andermal fand ich mich bewußtlos auf seinem Lager mit einer blutenden Wunde auf der Brust, mit Rosen bestreut. Das Blut küßte Rathenau ab, die Wunde wusch er angeblich mit Eau de Cologne aus. Zuvor hatte er mich zum Essen geladen mit Cassirer, seiner Frau und Tilla Durieux; die Gedecke dieser beiden nicht Erscheinenden wurden aber wieder weggenommen. Es gab viel starken Wein — ich schlief ein und erwachte mit heftigem Schmerz auf seinem Lager. Die Wunde war schlimm. Dr. Heyse hat sie viele Monate lang behandelt, sie sollte nach Rathenau von den Dornen der Rosen stammen. Hier möchte ich einen möglichen Irrtum aufklären. R. war unnatürlich veranlagt, er haßte die Frauen eigentlich im Grunde, gab ihnen viehische Namen. Es handelte sich wohl hier um einen gelegentlichen Auswuchs einer perverskranken Phantasie. Mich wollte er aus anderen Gründen nicht entbehren.

Professor Leixner bat Rathenau, ihn im Kampf gegen die Homosexualität zu unterstützen, was dieser aber unter Hinweis auf seine eigene dieser Richtung geneigte Einstellung ablehnte. Diese zwei Briefe R.s an Leixner sind später von der Mutter R.s im Tageblatt (vielleicht zur Nacheiferung für die deutsche Jugend!) abgedruckt worden.

Der Wächter der Viktoriastraße will beobachtet haben, daß sich R. oft nach Gesellschaften in einem Mietwagen zu Kroll begab, von wo er sich

öfter gleich zwei Jünglinge mit nach Hause brachte unter vorsichtiger Irreführung seines Personals. Rathenau sagte befriedigt: „Wenn die Homosexualität steigt, nähert sich das Volk dem Absterben."

Die jüdische Schauspielerin Jenny Groß hat mich oft vor R. gewarnt, „dem Knabenverführer, der der schmutzigste ihrer Rasse sei".

Ich diente ihm jedoch nur als Deckmantel nach außen, für seine unnormale Veranlagung. Er zeigte sich gern mit mir, ich mußte ihn möglichst auffällig im Wagen von Gesellschaften abholen; er nannte mich urwüchsig. Ich war Reiterin, blond, blauäugig und von zartem, frischem Teint. Es lag ihm wohl viel daran, von der großen Welt in seinem heimlichen Treiben nicht erkannt zu werden. Daß es hier R. offenbar nicht gut meinte mit der Deutschen Jugend, mußte ich mir sagen, daß sein besonderer Haß dem Deutschen Militär galt, wußte ich ebenfalls. Über meinen Stolz auf unser Militär geriet er in Wut. „Es kommt die Zeit", sagte er, „in der es keinen Offizier und keinen Soldaten in Deutschland mehr gibt, und wenn der Mantel fällt, muß der Herzog mit." Ob er mit dem „Mantel" das „Bollwerk um den Kaiser" meinte, „das er um jeden Preis zertrümmern werde, und wenn er über Leichen müsse"? — Den Kaiser selbst, den wickle er um den Finger. Dabei suchte er geradezu katzenfreundlich den Verkehr mit dem Militär und hohen Offizieren, die er aber nachher verächtlich verspottete. So unverschämt überheblich und kindisch eitel war er stets: „Der Kaiser braucht uns Juden wie das Brot das Salz — unser Geld — Juwelen — und braucht er Köppken, dann muß eben der König der Industrie (das ist sein Vater) zu dem Kaiser gehn."

Wenn man aber weiß, wie R. gekrochen ist, daß er kein Mittel gescheut hat, in die Nähe des Kaisers zu gelangen, wie er sein Pferd zusammenritt, um den Kaiser am Hippodrom zu erreichen. Wie er den Kauf von Schloß Freienwalde von der Krone tätigte, wie Familie Rathenau wochenlang nicht schlief, weil man zum Kaiser befohlen war, so ist der Doppelspieler erkannt.

Eine rechte, natürlich nur geheime Herzensfreude hat mir Majestät bereitet, als R. bei einer solchen Gelegenheit nicht den erwarteten Adel, sondern nur einen Orden erhielt. Enttäuscht sagte Rathenau: „Wenn man den Adel bekommt, so läßt sich viel damit machen!"

Übrigens lag ihm auch sehr daran, an Bethmann Hollweg, die „Doppelfirma", wie er schmunzelnd sagte, heranzukommen, dessen Nachbar er durch den Schloßkauf Freienwalde frohlockend wurde (Schloß Hohenfinow). Ich hatte Angst davor; was würde er diesem alles einflüstern? Als ich dann bei der Kriegserklärung B.s Wort von der Nibelungentreue gegen Österreich hörte, stieg mir plötzlich geistig das Bild eines Teufels dahinter auf — das Bild von Walther Rathenau. — Wie hatte er doch gesagt, indem er auf seine Tasche klopfte und über (ich glaube den 26.) Aufsichtsratsposten triumphierte: „Das sind meine Offiziere, die müssen marschieren und nach meiner Pfeife tanzen, wie ich befehle."

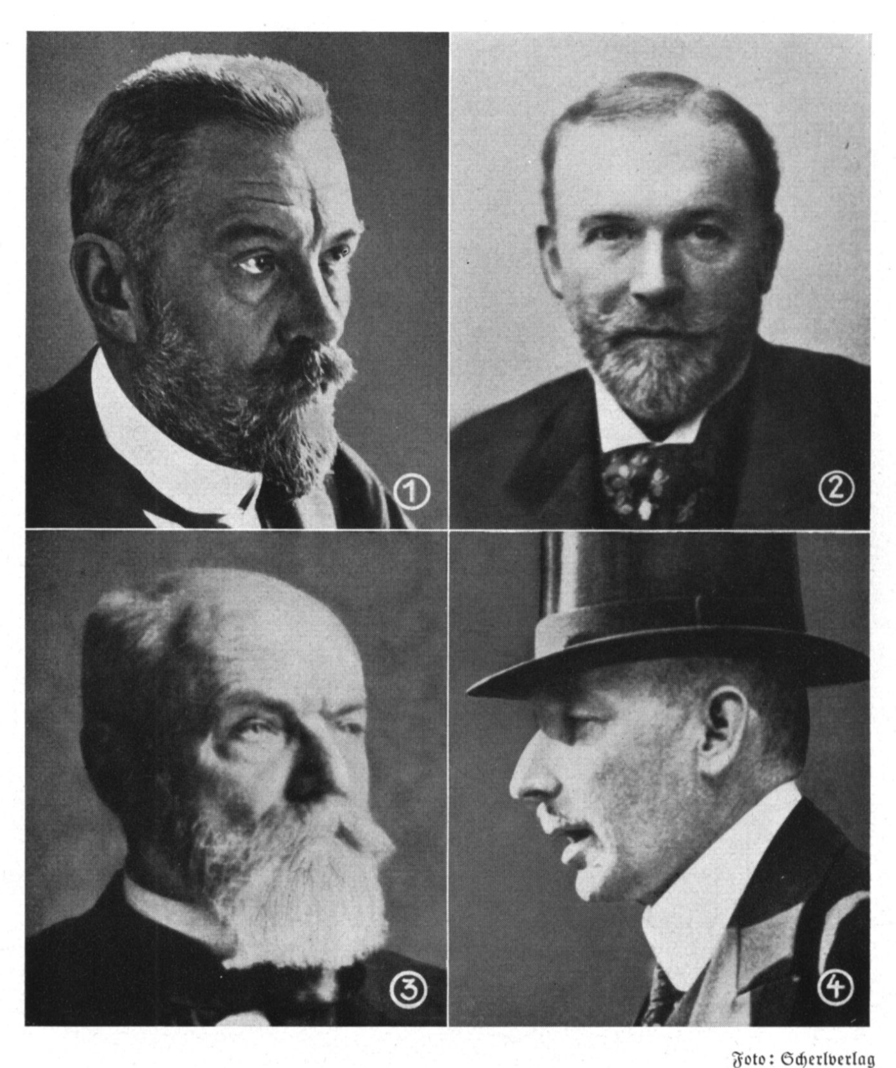


Foto: Scherlverlag

1. Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg. 2. Der durch den Moltke-Eulenburg-Prozeß „berühmt“ gewordene Graf Eulenburg. 3. „Die graue Eminenz“ Geh. Hofrat F. v. Holstein, der Hintermann Hardens. 4. Staatssekr. Dr. Helfferich.



Foto: Scherlverlag

1. Der Vater Rathenaus, der Jude Emil Rathenau. 2. Die Schauspielerin Tilla Durieux. 3. Der Jude Maximilian Harden. 4. Der Kunstsammler und Propagandist des jüdischen Geistes, der Jude Paul Cassirer.



Das Tageblatt hat uns weismachen wollen, daß R. Deutschland liebe. Er haßte es ebenso wie seine Frauen und sein Militär. Er wünschte diesen Krieg, weil er an Deutschlands Niederlage glaubte und an Englands Eintritt in den Weltkrieg gegen uns. Spricht nicht auch aus Bethmanns Wort von der Nibelungentreue eine geheime Angst, der Krieg könne womöglich unterbleiben? Zu mir sagte Rathenau zynisch offen: „Die Deutschen müssen ordentlich Keile kriegen, ihr Schädel wird sonst zu dick und zu breit." „Ich, als Jude, möchte auch gern erleben, daß die Deutschen eins über den Schädel kriegen!" Spricht so ein Patriot?

Hierbei fielen mir die Worte des Rabbinersohnes Marx ein: „Die Deutschen müssen erst von außen Keile kriegen", und ich dachte, sie haben entweder eine gemeinsame Quelle oder gemeinsame Ziele oder beides gemeinsam. Und ich erfuhr hier, ohnmächtig verzweifelnd, wie dieselben Juden, die den Pazifismus schufen, den Krieg betrieben mit Wollust. Und ich dachte auch an die Worte der R.schen „Impressionen". „So fühlen sich die Juden als fremder Organismus im Leibe Deutschlands."

Rathenau wußte immer, was in der Welt vorging. Wenn ich fragte: „Woher hast du solche Informationen?" Dann sagte er lächelnd: „Aus Schleswig-Holstein!" Etwas verwirrt sagte ich: „Die Kaiserin . . .!" Ich wußte damals noch nichts von der „grauen Eminenz".

Das Ausland wurde von ihm belobhudelt und Deutschland vor dem Ausland besudelt. So zum Beispiel in England, wo er mit Hochfinanz, Politikern, Lords (meist Juden) sehr erheiternde Stunden verbrachte. Ich merkte, daß sie gemeinsam einen Teig anrührten. Er erzählte, daß man drüben den Kaiser mit der Friedenspalme im Arm abbildete. „Wieso?" fragte ich. „Ja", sagte R., „mein Vater hat dem Kaiser öfter Vorschläge gemacht, Kanonen und anderes für den Krieg zu motorisieren. Aber da hat der Kaiser allemal abgewinkt." „Solange ich lebe, führe ich meine Soldaten nicht in den Krieg, lieber Rathenau." — Und W. R. hat seinen sehr lustigen englischen Seelenfreunden zugeflüstert: „Nein, nein, der Kaiser traut sich nicht, der hat Angst vor euch und macht keinen Krieg!" Diese aber haben gelacht und erwidert: „Nun, da müssen wir ihn eben ein bißchen kitzeln!"

R.s Kunst bestand darin, vor den Augen zu dienen und gleichzeitig heimlich zu schädigen. So saß er nächtelang zusammen mit Harden und bezahlte ihm große Summen, damit er den Skandal mit Moltke-Eulenburg aufrühre. Ich war empört: „Und du selbst bist nicht anders. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen schmeißen!" „Das verstehst du nicht, dazu bist du zu dumm." Er rieb sich die Hände: „Das gibt Sensation fürs Volk, und den Kaiser setzt es herab sowie seine Umgebung." — Ich war so entrüstet, wollte zum Tageblatt. Da höhnte R.: „Sieh mal an, so schlau ist sie doch, — geh ruhig hin, mein Kind, dir glaubt keiner, was bist du? — Die Proletin J.. K...... — Aber ich bin Rathenau!"

Seine Eitelkeit war wie seine Überheblichkeit nicht zu übertreffen. Es

war ihm ein Bedürfnis, mich herabzusetzen und zu knechten. „Setz dich dort auf den Fußboden, ich werde dir meine ‚Impressionen‘ vorlesen! So — du willst nicht? — Die ganze Welt wird noch vor mir knien!“ Ich mußte mich also auf das Parkett setzen. Daß sein Ehrgeiz weder mit Vaterlandsliebe noch mit Volksliebe etwas zu tun hatte, kann ich beweisen. Deutschland war ja gar nicht sein Vaterland, das Ausland stand seinem Herzen näher. Das arbeitende Volk, „das Proletenpack“, wie er es nur nannte, verachtete er. Alles, was in dieser Beziehung Gegenteiliges von den jüdischen Zeitungen zurechtphantasiert wurde, waren Bestechungsversuche an der Volksseele. Davon später noch einige Proben. Sein wahres Ziel sprach er aus: „Ich will größer werden als der Jude d'Israëli.“ Da ahnte ich, daß es ihm nur auf Befriedigung seiner Ruhmgier, und zwar zum Besten nur seiner jüdischen Volksgenossen, ankam. Er trank viel Kognak, ½ Liter hintereinander, wurde aber nie betrunken. Er blieb völlig klar, seine Redseligkeit war aber noch gesteigert. Nur die sonst so streng gehütete, oft falsche Zunge war dann etwas ungehemmter. Seine durch Tarnung geknechtete Seele durchbrach dann zuweilen gewaltsam die überlasteten Schleusen. Auch seine Selbstvergötterung trat dann unverblümt hervor. „Bin ich nicht der Weltbezwinger, ein schöner Mann“ und ähnliche Äußerungen seiner an Wahnsinn grenzenden Eigenliebe. Alle trat er mit Füßen, nur vor einem zitterte er, das war sein Diener Merkel, sein lieber Hermann.

Plötzlich durfte Merkel nichts von meinen Besuchen mehr wissen. Gebrauchte Teller, Obstreste und so weiter wurden höchsteigenhändig beseitigt, meine Spuren verwischt.

Noch einen Fall möchte ich hier einflechten, den die Angestellte des Hauses miterlebte. Zum Beispiel der Fall Stein-Böhmer, obgleich er dunkel blieb. Die Mamsell, Fräulein Sauermann, paßte auf. „Während des Weltkrieges“, sagte Mamsell Sauermann, „sei Rathenau viel mit Major Stein-Böhmer zusammen gewesen.“ Diese Bekanntschaft mußte R. sehr wichtig sein, da der bequeme R. nicht davor zurückschreckte, bis in den 4. Stock zu ihm heraufzusteigen und fast die ganze Nacht bei ihm zuzubringen, was bei seiner sonstigen Verachtung der Offiziere sicher bemerkenswert war. Umgekehrt blieb auch der Major ebenfalls bis in die tiefe Nacht. Die Mamsell Sauermann konnte danach morgens kein Geld von R. zu Einkäufen erhalten, obschon sie wußte, daß er am Abend zuvor sehr viel Geld in der Tasche hatte. Major St.-B. war ein älterer Herr, und Mamsell S. meinte, daß R. eigentlich nur für junges Blut individuelles Interesse gezeigt hätte. Über den Fall St.-B. aber schwieg der sonst so Gesprächige, der doch so gleichgültig gegen Deutschland war, daß er wichtige geheime Amtsakten achtlos offen herumliegen ließ.

Zum Schluß noch einiges über das „Proletarierpack“. Wie die Zeitungen R. zum Halbgott für das Volk stempeln wollten, hatte ich mit ohnmächtiger Entrüstung festgestellt. Es stand fest, daß er weder Herz für die Arbeiter

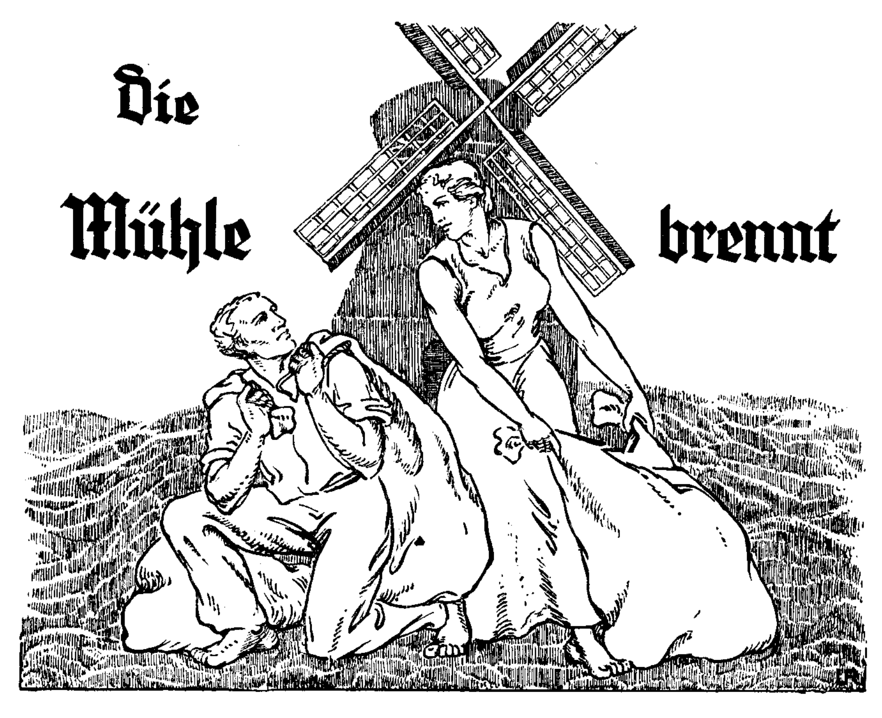
noch für das Deutsche Volk besaß. Mamsell S. erzählt, wie er die Arbeiter knechtete und kurzhielt. Zwei Arbeiter führten ihre Rache wirklich aus.

R. hatte ihnen in der Inflation einen kleinen Vorschuß für den nächsten Tag verweigert, um den sie ihn baten, weil sie Brot kaufen wollten, und das Geld abends oft schon im Wert so gesunken sei, daß sie die notwendigsten Lebensmittel für ihre Familie nicht beschaffen konnten. — Ihr Tag kam, als R. von Schloß Freienwalde aus eine große Lebensmittelsendung nach dem Stettiner Bahnhof beorderte. Dort wartete Mamsell S. in der eleganten Kutsche. Da erschienen die zwei Arbeiter aus Freienwalde, rissen Schinken, Wurst, Eier und viel Butter heraus und warfen alles auf die Straße. Unter den Augen einer erstaunten Menschenmenge trampelten sie auf Schinken und Butter und Eiern herum. R. hat es der Mamsell nie verzeihen können, daß sie ihm die groben Flüche dieser empörten Notleidenden wortgetreu wiedergab. Von da an wurde Mamsell S. schikaniert und bald entlassen. Mamsell S.s Vorschlag, die Lebensmittelkarten einer armen Zeitungsfrau zu geben, wurde abgelehnt; dagegen forderte der Selbstversorger, daß Frl. S. die Beamten mit zwei Würsten bestechen sollte, daß R. die Lebensmittelkarten nicht entzogen würden. Die Mamsell mußte sich nach diesen Hungerportionen auf Karten anstellen, obschon die Speisekammern mit allem, auch sogar mit viel Kaffee, übermäßig gefüllt waren. So sah es mit dem Patriotismus und dem Herz fürs Volk in Wahrheit aus. In der Zeitung aber stand (ich glaube im Tageblatt): „Wenn R. durch die Linden fährt, so falle ihm das abgezehrte Aussehen seiner lieben Berliner schwer auf die Seele ... !“

In der Inflationzeit war ich nicht mehr im Verkehr mit R., und die Zeit meiner tiefsten Erniedrigung war vorüber. Ich war daher hier auf die Nachrichten angewiesen, die mir Frl. S. zum Teil schriftlich gab. — Schwer habe ich gelitten, ich mußte mit gebundenen Händen zusehen, wie Deutschlands Untergang systematisch vorbereitet wurde und wie das Volk vor einem falschen Götzen — vor seinem Vernichter und Entarter — kniete. Bittere Reue ergriff mich, daß ich mir doch anfangs von dieser Persönlichkeit hatte imponieren und mich knechten lassen. Die Helfer, an die ich mich wandte (Heyse, v. Ihlberg und Junker), versagten. Auf den Redaktionen hätten sie mich verlacht, ich griff ins Leere. Der seelische Verzweiflungsdruck wurde so unerträglich, daß er mich schwer herzkrank machte.

Nach dem Talmud ist die Nichtjüdin kein Menschenkind, sondern Vieh, d. h. lediglich ein Objekt, ein Gegenstand, den der Jude beliebig gebrauchen kann. Darum betrachtet der Jude die Schändung einer Nichtjüdin nie als Verbrechen. Er hat nach dem Talmud das Recht, sie als Lustobjekt zu benutzen, wie es ihm gutdünkt, und sie wegzuwerfen, zugrunde gehen zu lassen, wie der gefühllose Mensch ein Stück Vieh zugrunde gehen läßt, das nicht mehr brauchbar ist.

Die Mühle brennt



Novelle von Rolf Beckh

Jens Keith war immer ein eigenwilliger Mensch gewesen. Das offenbarte sich schon in der Schule deutlich; er war mit seinen Gedanken immer irgendwie abwesend, sehr zum Verdruß seiner Lehrer. Aber es steckte etwas in dem Burschen, das fühlte jeder, und in manchen Fächern überflügelte er mit seinen Leistungen alle seine Altersgenossen. Es konnte plötzlich aufleuchten in seinen Augen, und dann war er so rege bei der Sache, daß man seine Freude haben mußte, die Lösungen und Antworten sprudelten nur so aus ihm heraus, von Eifer wurden seine Wangen rot — und dann saß er in anderen Stunden wieder verschlossen da mit teilnahmslosem Gesicht, sah statt in das Buch zum Fenster hinaus und zählte die Regentropfen, beobachtete die Wolken und ließ die Gedanken wandern in den unermeßlichen Himmelsraum.

Nun hatte er die Ickenmölle (= Eichenmühle) von den Eltern übernommen und war sein eigener Herr, niemand hatte ihm etwas dareinzureden. Und was er für ein Herr war! Da mußte alles in geordneten Bahnen laufen, und keine Verzögerung, kein Schaden wurde geduldet. Er verstand sein Handwerk, kannte seine Mühle ganz genau. Die Bauern

bekamen ihre Plätze angewiesen, ihre Säcke mußten alle gezeichnet sein, und das fertige Mehl war je nach Güte und Ausmahlung in gesonderten Stapeln bereit. Wie auf einem großen Güterbahnhof lief alles nach wohldurchdachtem Plan in festen Geleisen, und die Landbevölkerung hat Zutrauen zu diesem Betrieb, wenn ihr auch Jens Keith zu gelehrt war und sie irgendwie nicht an ihn herankonnte. Auch die Knechte und Mägde hielt er in scharfer Zucht, der Mahlmeister mußte immer wieder seinen Herrn bewundern, denn er wußte nicht nur in allen technischen Einzelheiten Bescheid, sondern fand auch immer schnell einen besseren Ausweg, eine neue Anregung, wenn es Schwierigkeiten gab, sie konnten alle viel lernen von Jens Keith.

So war es kein Wunder, daß der Betrieb hochkam und es sich im Lande herumsprach, in der Ickenmölle wird das Korn gerecht gewogen und ist das Mehl stets von derselben Feinheit. Daher trugen die Bauern auch mit an den Sorgen des Müllers und halfen ihm so durch alle schweren Zeiten. Denn eine Mühle ist abhängig von Wind und Wetter, vom Ausfall der Ernte, die einen Segen an dicken, schweren Körnern enthalten kann, oder viel Spreu und Unkrautsamen und mager oder leicht sein kann, daß sich die Steine aneinander reiben und nichts als Staub dabei herauskommt. Es besteht die Gefahr des Keimens, wenn nicht schnell genug die anfallenden Mengen bewältigt werden können, und es kann Feuer entstehen, wenn bei trockener Hitze alle Räume in gefährlichen Staub gehüllt sind. Der Sturm kann der Mühle die Flügel brechen und die Windstille bleierne, hoffnunglose Wochen heraufbeschwören. Die Säumigkeit eines Mahlknechtes kann ganze Wagenladungen Getreide entwerten, und Maschinenteile können zu Schaden kommen, daß alles für Tage stilliegen muß. Ja, es sind viele Sorgen, die ein Müller hat, und darum begleitet ihn auch die Melodie der Schüttelgänge und das Knarren des Getriebes auf allen Wegen, sogar bis in den Schlaf, denn er muß an dem kleinsten Mißton sofort den Fehler erkennen und ihm augenblicklich auf den Grund gehen. Jens Keith war aber ein Müller, so wie er sein soll, das steckte ihm wohl im Blut.

Aber Jens Keith, der seine große Mühle so trefflich waltete und der zupacken konnte im Leben, wenn es galt, der auch seine eigenen Gedanken hatte, die ihn über das Tagewerk hinaushoben, war einsam, ganz einsam. Von seinen Schulfreunden, denen er mehr als schneidiger Führer gegolten hatte, als daß sie ihm nahestanden, waren die meisten in alle Winde zerstreut, Handwerker in den Städten oder Heuersleute auf den Weltmeeren. Die paar aber, die im Heimatdorf als Bauern saßen, nun schon viele Jahre mit Weib und Kind, die konnten nicht recht warm werden mit ihm, denen war er zu straff und streng — und zu reich. Auch die Mädels, denen gegenüber er leichter ein weiches Wort fand, ja, die er zuweilen bitten konnte, wenigstens mit den Augen, trauten sich nicht so recht heran an ihn,

sie wußten wohl selbst nicht recht warum. In den Jahren nach der Schule, wo die meisten solche Bande zu knüpfen pflegten, und das überwältigende Jugendgefühl alle Hindernisse beseitigt, hatte Jens an Erfindungen gearbeitet und war tage- und wochenlang nicht aus der kleinen väterlichen Werkstatt gegangen, um Verbesserungen an der Mühle zu erproben und neue Gedanken in die Tat umzusetzen. Seine Mutter, eine ebenso kluge wie tüchtige Frau, hatte ihn auch nie gestört und ihn unter Menschen geschickt, vielleicht weil sie heimlich stolz war auf ihren Jens und ihm Großes zutraute, vielleicht wollte sie ihn auch nicht verlieren, deshalb hielt sie allen Verkehr von ihm fern.

Nun war Jens 28 Jahre geworden und war ein kleiner König in seinem Bereich. Wie oft hatte er ein schmuckes Mädel mit innerer Freude angesehen und sich ihren Besitz gewünscht, aber er fand nie die rechte Art, das anzupacken, oder erfuhr, daß sie schon vergeben sei. Allerdings hatte sich Jens noch nie sehr bemüht und nie ernstlich geworben, sondern er hatte mehr wie ein Gärtner, der bei seiner Arbeit nebenbei dem Gesang der Vögel lauscht, die Schönheit oder eine lockende Frauenstimme vernommen, wie ein Beobachter, der sich an allem von Herzen freuen möchte. Nur einmal hatte er sich auf den Weg gemacht, um ein feingliedriges Mädchen, dessen silberblonde Haare ein schmales zartes Gesicht umsäumten, durch den großen Wald zu bringen, der sich stundenweit nördlich der Ickenmölle ausdehnte. Ihre tiefen, irgendwie von Leid erfüllten Augen hatten es ihm angetan, und er führte das Stadtkind, das sich wegen eines Zwistes von einer größeren Reisegesellschaft getrennt hatte, höchstpersönlich nach dem nächsten Landstädtchen. Dabei waren beim Duft der Heckenrosen und in den heimlichen Hallen des Waldes, im sanften Grase und unter dem Schutz mächtiger Buchen so viele anmutige Bilder in seiner Seele zurückgeblieben, auch hatte ihm ihre Stimme gar wohl geklungen und ein Hauch ihrer feinen Weiblichkeit das Herz wund gemacht, daß er noch lange, lange an sie denken mußte. Seitdem war etwas aufgewacht in ihm, ein Suchen und Verlangen, das er nicht deuten konnte, das ihm aber Unruhe brachte und ihm nicht von der Seele wich.

An einem Spätsommertag, als der Zug der ankommenden Fahrzeuge kein Ende nehmen wollte und die schwerbeladenen Wagen über den steingepflasterten Hof rollten, um das gelbe Korn zu bringen, das in diesem Jahr besonders reichlich geerntet ward, da fuhr auch der Moosbauer mit den schmucken Pferden vor, neben sich hatte er seine Tochter Schön-Borghild, eine starke, schön gewachsene Deern, der man wohl ein Stück Arbeit zutrauen konnte. Aber als Jens Keith sah, daß der Bauer sie wie eine Magd Säcke abladen ließ, packte ihn der Zorn und unwillig wollte er seinen Knechten rufen. Alle jedoch waren voll und ganz in Anspruch genommen, da griff Jens selbst dem Mädel unter die Arme und nahm ihr die Arbeit ab, um ihr mit einem kurzen, aber nicht mißzuverstehenden Wink

jede weitere solche Arbeit auf seinem Hof zu untersagen. Er selbst leerte darauf wortlos zusammen mit dem Bauern den Wagen bis zum Grund. Indessen stand Schön-Borghild bei den Pferden und folgte mit wohlgefälligen Blicken dem schweren Gang der Männer und freute sich im stillen, daß diese Lehre ihrem Vater helfen sollte, denn es war zu schlimm mit ihm, alles wollte er mit seinem eigenen „Geschirr" machen, kein Knecht ward je auf dem Mooshof gesehen. „Und wir danken auch schön." „Das kommt auf die Rechnung!" entgegnete schelmisch Jens Keith, und schon zogen die Pferde an. Als das Mehl fertig war, brachte es der Müller selbst zum Bauern, er wollte auch an seinem Fischteich etwas besehen und der Mooshof lag dort ganz in der Nähe. So war nun auf einmal aus dem Erfinder Jens der Freier Jens Keith geworden, dem nun seine Arbeit nicht mehr allein wichtig war und der es im Werben um dieses holde Mädchen allen jungen Männern in derselben Lage gleichtat. Nur drängten aus der langen Zurückhaltung die Kräfte in ihm noch stürmischer, und Schön-Borghild, die vom ersten Tage an Gefallen an dem hochgewachsenen, vornehmen Müllerssohn gefunden hatte, war schon zu Weihnachten seine Frau.

Wenn es je eine reiche, fröhliche Hochzeit gegeben hat, und wenn je der Segen der beiden Eltern mit dem jungen Paare war, so war es hier der Fall, und der süße Rausch der Flitterwochen ließ Jens alle Vergangenheit vergessen. Die Arbeit tat sich noch einmal so leicht und das Überlegen und Rechnen im Geschäft machte nun Freude, wo er seine schmucke Borghild zu Hause wußte und jeden Abend wie ein heimkehrender Sieger empfangen wurde. Wie klang ihm ihr Lachen so gut, wie duftete ihr Haar so frisch und wie betteten ihn ihre runden Glieder so weich, wie wärmte ihn ihr junges Leben so wohlig und so lieb!

Es kamen Kinder und damit eine leise Unruhe in das schattenlose Glück, aber es kam auch Krankheit und zugleich die ersten Anzeichen einer Störung, aber sie gingen vorüber wie ein fernes Gewitter, ohne Schaden zu tun. Für Augenblicke jedoch war in Jens plötzlich wieder jenes ernste Mädchen in die Erinnerung gekommen und ihre tiefen Augen hatten ihn angesehen mit einer stummen, schweren Frage. Als ihm seine Frau wieder mit scherzendem Wort schön und gesund gegenübertrat, den Lockenkopf Hein auf dem Arm, da vergaß er jedoch die nur wenig in sein Bewußtsein getretene Erscheinung, und alles ging weiter seinen gewohnten Gang.

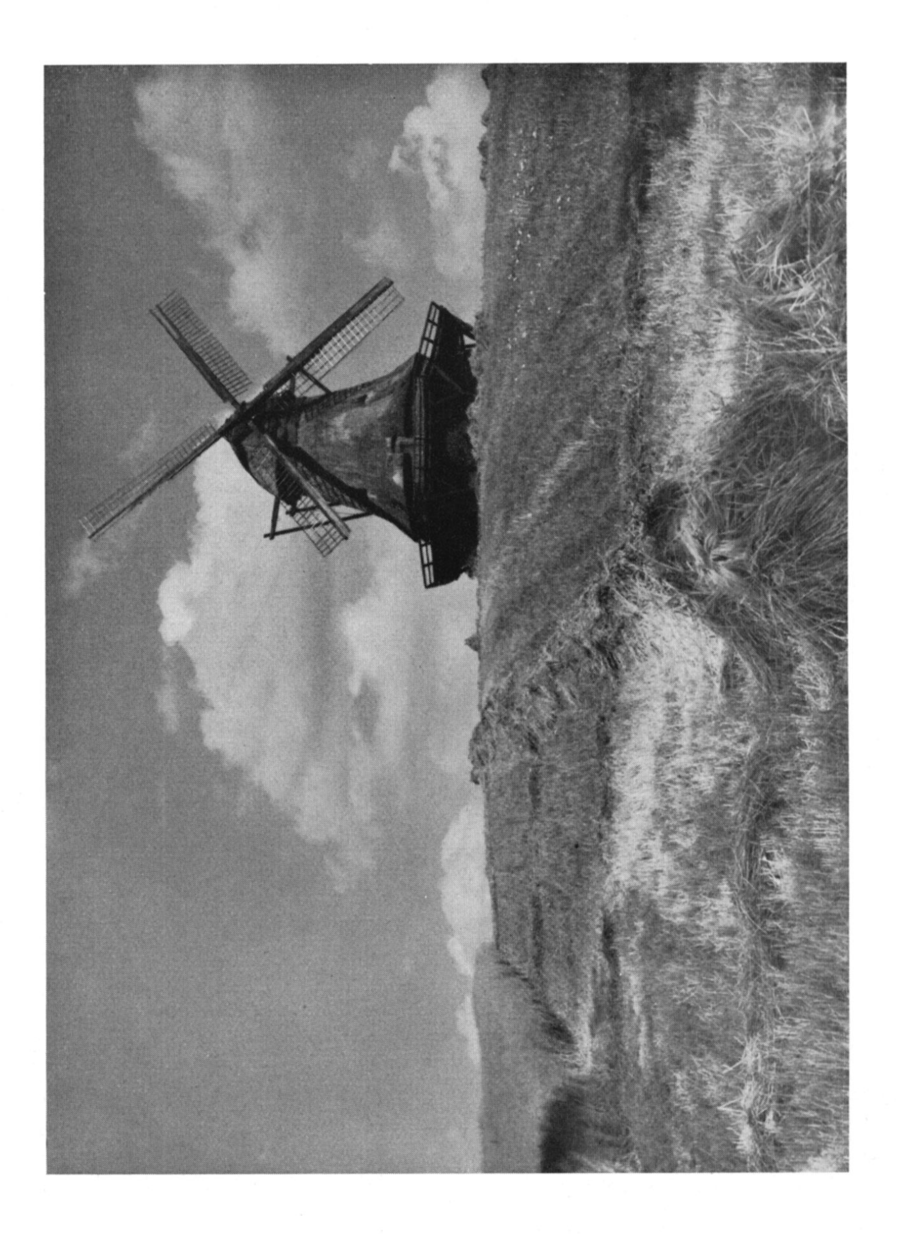
Es kam ein Jahr zum andern, die Mühle und das Leben seiner Sippe hielten Jens in Atem, er hatte keine Zeit, zu sinnen.

So leben wohl viele Menschen dahin, eingespannt in den Kreis der Pflichten, gekettet an ihre Arbeit und ewig in Bewegung gehalten durch ihre Sippe und deren unermüdliches Leben. Sie sind geschäftig und tatenfroh, aber über den Sinn ihres Lebens denken sie nicht nach; sie sind

gedrückt oder glücklich, aber sie sind sich dessen nicht bewußt; sie haben Freunde und Feinde, aber die einen schätzen sie nicht, wie es sein müßte, und die anderen kennen sie nicht. Da muß erst irgendein Ereignis kommen, daß sie sich ihrer Werte und Unwerte bewußt werden und zur Besinnung kommen, damit sie aus ihrem tierischen Dämmerzustand erwachen, um Menschen zu werden.

Als Schön-Borghild, die immer noch üppig blühte wie eine Rose, mit ihrem dritten Kind niederkam, ging es nahe am Grabe vorbei. Die Wehen waren schon sehr früh gekommen und die Geburt war sehr schwer gewesen, monatelang mußte Frau Keith nun das Bett hüten, und um ihre Genesung zu beschleunigen, hatte Jens sie nach Hause geschickt, damit sie aller Sorgen frei und ledig wäre. Da war es ganz natürlich, daß er in diesen Wochen wieder mehr an seinen Erfindungen arbeitete und sich für Stunden in seine stille Werkstatt einschloß. Doch merkwürdig, aus dem Knistern des Feuers, das den Leimofen erhitzte, kamen sonderbare Funken, und während draußen die dichten Schneeflocken vor den Scheiben wirbelten und sein Hobel tanzende Späne warf, zündeten irgendwelche Funken in seinem grübelnden Kopf. Da legte er mit einemmal das Werkzeug hin, die Hände ruhten und versonnen blickten seine Augen in die weiße Winterlandschaft, die so schweigsam und verlassen da draußen lag, als sei alles Leben in ihr erstorben. Was sie nur suchten, diese klaren Augen, warum arbeiteten die fleißigen Hände nicht mehr? — — — Jens Keith dachte — er dachte das erstemal über seine Frau nach. Und er dachte zum ersten Male ernst und klar, bis er wußte, daß sie nicht bei ihm war in dieser Stunde, daß sie nicht in den Tiefen seines Wesens wohnte, daß sie ihn nicht verstehen konnte. Was wußte er von der Seele seiner Frau? Kannte er denn seine eigene überhaupt?

Das Feuer knisterte noch lange; als das letzte Scheit zerfallen war in rote Glut, in graue Asche, saß Jens noch immer auf der Hobelbank und merkte gar nicht, wie es dunkler und dunkler wurde und schwarze Winternacht sich niedersenkte, so gänzlich vergaß er alles um sich her. Indessen wanderten seine Gedanken um Jahre zurück, tiefer in die unentdeckten Räume seines Wesens hinein. Er hielt mit allem, was da drinnen war, Rat, und träumte, er sei ein weiser, alter König, der noch einmal alle seine Länder aufsucht, alle seine Taten abwägt und prüft, um beruhigt und zufrieden die müden Augen schließen zu können. Doch da befällt ihn ein beklemmendes Gefühl — — — in der Jugendzeit hatte ihm eine junge Königin ein paar silberklare Wahrheiten gesagt, ihn angespornt zu edlen und kühnen Taten, ihm reine, hohe Ziele gesteckt. Es schmerzt, an diese Stunde, an ihre lichte Gestalt zurückzudenken, einer Gottheit in die blitzenden Augen zu sehen. Wohl hatte er einige Zeit das Beste gewollt, an sein Volk mit selbstloser Liebe gedacht, nicht sich irre machen lassen durch das Kopfschütteln der Räte, durch das Lachen der Welt, er war frei in seinem





Willen gewesen, wahrhaft königlich. Aber bald war er müde geworden, hatte sich mit Halbheiten zufrieden gegeben, das Volk nur beschwichtigt, statt ihm zu helfen, und so war alles beim alten geblieben — — — aber ein billiger Trost half ihm aus diesen Gedanken, es war ja alles in Ordnung, die Finanzen standen leidlich, Krieg war nicht in Sicht und Klagen drangen nur selten an sein Ohr. So schlief der alte König ein und starb noch in derselben Nacht. —

Jens Keith fuhr in die Höhe, was für ein seltsamer Traum! Hatte er nicht diese Augen der Königin schon einmal gesehen, war nicht das Mädchen, das er einst durch den großen Wald geführt hatte, war das nicht seine Königin? — —

Die Mühle nahm bald wieder seine ganze Kraft in Anspruch, es blieb nicht viel Zeit für müßige Gedanken. Schön-Borghild kehrte auch in diesen Tagen wieder zu ihren Kindern und zu ihrem Mann zurück, äußerlich lief alles im alten Geleise. Nur Jens war ein anderer Mensch, plötzlich um viele Jahre älter — und in einem anderen Sinne — jünger geworden. Bald wurde auch seine Frau stutzig, aber weil sie sich und ihn nicht kannte, war ihre Art, zu fragen, ganz falsch und sie erreichte nur das Gegenteil, während Jens nun mit offenen Augen unterschied zwischen ihrem strotzenden, schönen Leib und ihrer unentwickelten, ach so kleinen, dürftigen Seele. Das stimmte ihn maßlos traurig und er verschloß sich ganz. In seinem Herzen aber blühte unter dem Schatten seiner Ehe eine neue Jugend, denn die Erinnerung an jene erste Begegnung erfüllte er nun mit dem entdeckten Reichtum seiner eigenen Seele und schuf sich ein sternenumstrahltes, herrliches Bild einer holden Königin, zu der er seine unstillbare Sehnsucht aussandte, sie zu umwerben in heiliger Minne. Jens war ein ganz anderer geworden, etwas Feierliches, das seinem Äußeren gut stand, trug er nun stets mit sich herum, eine beglückende Aufgabe, ein köstliches Ziel. In seinen Augen strahlte etwas von einem inneren Feuer, das er früher nicht gekannt hatte, und sein ganzes Tagewerk, all sein Denken und Tun war wunderbar beseelt mit einemmal, er war dem Göttlichen nähergekommen. Daher hielt auch nach der ersten schmerzlichen Enttäuschung über seine Frau eine unendliche Güte und Ruhe Einzug in seinem Herzen, so daß er zuerst versuchen wollte, das Tiefe, Edle, das ihn nun erfüllte, auch in ihr zu wecken. Doch als er sah, daß sie all dem fremd gegenüberstand, zog er sich mehr und mehr zurück.

Schön-Borghild aber, der der Sinn seit je mehr nach äußeren Gütern und lauter Lebensfreude stand, begriff mit keinem Teile ihres Wesens, was in Jens vorging und verschüttete sich durch völlig abwegige Verdächtigungen den Weg zu ihm. In dieser Spannung vergingen einige Wochen. Als aber aus dem Zwange der inneren Trennung Jens Keith sich auch äußerlich von seiner Frau zurückzog, da flammte in ihr wilder Haß auf, und nun ging bei ihr alles nach einem wohlberechneten, wenig

schönen Plane. Ihr elterliches Erbteil steckte im Geschäft, drei Kinder waren da und ihr Machtbereich in der Mühle war nicht gering. Jens sollte nicht loskommen! Jens, dem die äußere Scheidung als eine Selbstverständlichkeit erschienen war, die so klar auf der Hand lag, hatte es nicht für nötig gehalten, dieselbe besonders zu betreiben, schon aus Scheu vor seiner Umgebung. Als er aber seiner Frau Widerstand merkte und ihre Gründe gewahr wurde, da setzte er sich mit allen Kräften für seine Freiheit zur Wehr und erkundigte sich auch über die Rechtslage und alle geldlichen Angelegenheiten ganz genau. Das Endergebnis war vernichtend. Innere Gründe galten nichts, eine reinliche, äußere Trennung war nicht möglich, ohne andere Menschen mit in das Elend zu stürzen, den Bestand der Mühle ernstlich zu gefährden. Ja, er hätte seinen ihm ans Herz gewachsenen Beruf und alle seine Güter aufgegeben, um frei zu sein, aber das wäre ihm wie Fahnenflucht erschienen, das gewaltige Werk im Stich zu lassen und es so dem sicheren Untergang preiszugeben. Schließlich regte sich auch in ihm die Urväteranhänglichkeit an die Ickenmölle, die beste Mühle im weiten Land. Endlich entschied er sich, nach Stunden schweren Kampfes, da es ihm nicht möglich war, sich von einem Menschen, mit dem er innerlich nichts gemein hatte, zu lösen, zu einem grausamen Schattenleben, das nur dadurch zu ertragen war, daß es in seinem Inneren dabei rein und hell blieb und daß er dort freier war als je zuvor.

Es war ein Sommer ins Land gegangen, so heiß, wie schon lange nicht mehr. Schon Anfang Heuets standen die Felder gelb, eine unbarmherzige Sonnenglut bleichte sie, bis es den Augen wehe tat, darüber hinzusehen. Der Schatten der Bäume kühlte nicht mehr und auch aus den Wäldern kam kaum mehr ein frischer Hauch. Die Nächte waren schwül und dämpften nur wenig die Erregung, die dieser glühende Sommer über die arbeitsamen Menschen gebracht hatte. Gewaltige Gewitter entluden sich fast täglich über dem dürstenden Land, und doch blieben die Wiesen ohne Tau und die Äcker so trocken, daß sie in tausend Rissen zu bersten begannen. Es war wochenlang eine fieberhafte Unruhe in der Luft, Wolken jagten vorbei, Stürme durchbrausten das Land und doch war es immer schwül, für Menschen und Tiere schier unerträglich.

Es schien, als ob die Stimmung der Natur einen Widerhall der Spannungen fände, die in der Ickenmölle zwischen dem Müller und seiner Frau hin und herfuhren wie klatschende Blitze, sich aufluden zu unheilvollen Wolken, die sich schrecklich, bald so, bald so, entluden. Schön-Borghild führte einen ohnmächtigen Kampf, einen Kampf der Verzweiflung, weil sie fühlte, daß sie kein Recht mehr hatte auf Jens, besonders da er in seiner stillen vornehmen Art ihr nie einen Angriffspunkt bot. Aber es war laut

im Hause, weil s i e laut war, und das Gesinde, ja, ihre eigenen Kinder hatten nichts zu lachen. Jens aber, dem es nur überaus schmerzlich war, daß er sich so in seiner Frau getäuscht hatte, zog sich zurück, nahm Zuflucht zu der Stille seiner Werkstatt und ihren harzigen Brettern. Das Schüttern der Mahlgänge und das Rollen der Steine, das leise Rutschen der Körner in den Fördergängen und das unermüdliche kraftvolle Schlagen der vier großen Windmühlenflügel waren ihm nun Musik und so traut wie nie zuvor. Er war jetzt tagelang kaum mehr im Wohnhause zu finden, er fühlte sich auch im Ruhen wohler zwischen den staubigen Mehlsäcken, den kantigen Balken und den glattgescheuerten Aufzügen.

Wenn er aber an seiner Hobelbank stand, um irgendeine neue Lösung seines findigen Kopfes versuchsweise in die Tat umzusetzen, dann fanden seine Gedanken stets heim zu dem ruhenden Pol in seinem Innern, zu der Erkenntnis, daß man Mensch erst durch tiefe seelische Werte, erst durch ein Ahnen des Göttlichen ist. Nun, da ihm dieser Inhalt seines Wesens bewußt ward, wertete Jens auch andere Menschen nach ihrer Seele und hatte mit Schaudern entdecken müssen, daß seine Frau ihm im Innersten kein Lebensgefährte gewesen war, ja sich durch eigene Schuld immer mehr von ihm entfernte. Er machte auch sonst eine Menge neuer Beobachtungen seit dieser Wandlung, nur waren die meisten erfreulicher Art. Alles, was sein inneres Auge nun sah, die alte Linde dort im Hof, in der er als Junge so oft herumgeklettert war, die er mit seinen blauen Augen ja längst mit jedem Aste kannte, erlebte er nun von innen heraus neu und fühlte sich ahnend verbunden mit ihrer Seele, wofür er keine Worte fand. Die Reihe der schwerbeladenen Fuhrwerke, die seiner Mühle Arbeit brachten und ihre Erzeugnisse wieder hinaustrugen unter die Leute, waren früher nur einfache Rechnungen gewesen und nüchterne Zahlen in seinen Büchern, jetzt aber sah er in diesem Kommen und Gehen das Fluten des Lebens selber und den Herzschlag der Mutter Erde, an dem sein Werk teilhatte. Wie reich war er nun in seinem Inneren geworden, wie lernte er es, tiefer in die Menschen zu sehen und von sich selbst und anderen mehr zu fordern, immer Höheres! Während er aber in jüngeren Jahren allein war, weil ihn die Arbeit mit Beschlag belegt hatte, weil seine tätige Art ihn nicht zur Besinnung und erst recht nicht zu vergeudeten Plauderstunden mit anderen Menschen kommen ließ, so war er jetzt einsam, weil er niemand fand, der seine innere Entwicklung verstand und ihm nahe war. Gerade jetzt, wo sich ihm eine neue verheißungvolle Welt erschlossen hatte, sein Herz übervoll an edlen Regungen und weiten Gedanken war, erwachte in ihm doppelt stark die Sehnsucht nach der Schwesterseele — und Jens brauchte Jahre, bis er sich damit abfand, daß seine Einsamkeit durch ihn selbst bedingt und zutiefst in der Tatsache begründet war, daß wir Menschen uns um so mehr von unseresgleichen innerlich entfernen, je mehr wir es wagen, ganze Menschen zu sein.

Einer jener schönen klaren Herbsttage kam, die von einer milden Sonne durchflutet und erfüllt sind und in denen e i n Gefühl besonders stark zum Ausdruck drängt, die Ruhe. Die ganze Fülle des Sommers scheint noch einmal sich zu zeigen, aber ohne die lastende Schwere des Überflusses und ohne die treibende Hitze der Fruchtbarkeit.

An diesem schönen Tage war Jens Keith weit über Land gefahren, um besonders wertvolles Bauholz für seinen Betrieb zu kaufen. Unterwegs, nahe dem Gut „Lindenhof“ hatten ihn auf einer Höhe zwei anmutige Damen überholt, denen er aus irgendeiner Laune heraus das Mitfahren auf seinem leeren polternden Wagen angeboten hatte. Mit der Selbstverständlichkeit unbefangener Jugend hatte auf diese mehr scherzhaft als ernst gemeinte Frage die sonnige Adelheid mit dem zierlichen Blondköpfchen genickt. Da hielt Jens an und half auch ihrer älteren Schwester Margot, die nicht so ganz einverstanden war, in seinen Wagen. Während Adelheid wie ein Wasserfall und unbefangen plauderte und auf des Müllers Fragen und Erklärungen lächelnd erwiderte, brachte es Margot, die mehr still zu beobachten schien und ihre Augen in die Ferne schweifen ließ, nur zu einem kurzen „Ja“ oder „Nein“. Doch Jens, durch das sprühende Wesen der Jüngeren, die in ihrem duftigen weißen Kleide alle Reize eines hübschen Mädchens hatte, nur scheinbar voll beschäftigt, richtete vornehmlich seine innere und äußere Aufmerksamkeit auf Margot, deren glattes dunkelbraunes Haar ein reifes Frauenantlitz umgab und aus deren ganzer Haltung ein feiner Ernst zu sprechen schien, was insbesondere ihre tiefen Augen nicht verleugnen konnten.

So waren sie mittlerweile auf dem Lindenhof angekommen und stellten nun lachend fest, daß sie ja alle das gleiche Ziel hatten, worauf die beiden Mädchen sogleich über die stattliche Freitreppe ins Haus sprangen, um den Vater zu holen.

Waldemar Ledeboer, der Herr vom Lindenhof, schätzte anregende, leutselige Unterhaltungen, und er willigte um so lieber ein, den Müller an seinen Tisch zu laden, als auch seine beiden Töchter sich davon eine Unterbrechung des in dieser Beziehung etwas eintönigen Landlebens erwarteten. Schon während des Essens, das dem Segen des Herbstes entsprechend üppiger war als sonst, hatte sich ein lebhaftes Gespräch entwickelt, so daß Adelheid und Margot, sobald es ihre Pflichten erlaubten, wieder in das Herrenzimmer kamen, um sich nichts entgehen zu lassen. So wie Jens sich freute, aus seinem Lebensbereich zu erzählen, konnte man Herrn Ledeboer eine rege Teilnahme ansehen, hatte er doch, eigentlich wider Erwarten, in dem Müller einen Menschen gefunden, der nicht nur tüchtig in seinem Beruf zu sein schien, sondern auch innere Qualitäten zeigte, die Achtung einflößten. Daher wurde, als der Kaffee gereicht war und die Damen wieder teilnahmen, das Fachthema unauffällig geändert und man wendete sich allgemein menschlichen Fragen zu.

Dabei entwickelte Jens ungewollt, aus den Tiefen seines eigenen Erlebens schöpfend, seine in der Stille seiner Tischlerwerkstatt gewachsene Philosophie, während der Gutsherr aus seiner Belesenheit Anknüpfungspunkte bei den Klassikern suchte und manches passende Zitat einzuflechten verstand. Jens Keith war zuletzt so begeistert, da er sich verstanden wähnte, daß er darum bat, sich diese goldenen Worte aufschreiben zu dürfen. Adelheid lauschte dem Gespräch wie einer flüssigen Musik, das hübsche Gesicht mit dem Ausdruck eines stillen Genießens verklärt. Margot, die etwas abseits in einem hohen Lehnstuhl am Fenster saß, achtete jedoch auf die Stimme der Seele, die vernehmlich und im Leid der Einsamkeit gereift, eine merkwürdige Betonung erfuhr in diesen Räumen, die sonst nur sachliche Männerrede, helles Mädchenlachen und den Gang eines gesunden, wohlhabenden und im Grunde einfachen Lebens vernommen hatten. Es war irgend etwas, das mitschwang in ihr, als Jens Keith vom herbstlichen Walde erzählte und der Verwandlung der Bäume, die nun bald blätterlos ihr Wesen deutlicher offenbarten im Leid der Winterszeit als im rauschenden Schmuck des Sommers. „Die Bewunderung, die wir der Natur entgegenbringen, bringt uns erst darauf, daß wir eigentlich über unser Inneres noch viel zu wenig nachgedacht haben, denn wie können wir etwas außer uns Liegendes erkennen, wenn wir die eigene Seele nicht genau beobachten.“ „Ja, schon die Griechen hatten eine Tempelinschrift“, warf Herr Ledeboer ein, „lerne dich selbst erkennen! Ich glaube, Herr Keith, zwischen Ihren Rädern und Steinen hören Sie mehr Weisheit, als man ahnt.“ „Das macht der Wind, Vater“, rief Adelheid, „nehmen Sie uns auch einmal zu den großen Flügeln mit!“ „Ich glaube auch, daß wir uns alle viel zu wenig selbst kennen und darum über andere oft so falsche Meinungen haben. Ihr entschuldigt mich aber jetzt, ich muß noch in den Garten, auf Wiedersehen!“ Bei diesen Worten hatten sich zuerst Adelheid und dann Margot verabschiedet und damit Jens an seine weite Heimfahrt, die noch vor ihm lag, erinnert.

Der Wagen, mit zwei schweren Eichenstämmen beladen, grub sich tief in die feuchte Landstraße ein. Ruhig und gleichmäßig zogen die starken Braunen des Müllers, es knarrten die Räder und von Zeit zu Zeit stöhnte das Holz. Jens war noch voller Eindrücke, und während seine Augen weit über die im gleichen Takt wiegenden Kumte seiner Pferde wie abwesend in die Ferne blickten, ordnete er seine Bilder und Gedanken und kam dabei immer wieder auf Margots Erscheinung zurück.

Als dann hinter dem Walde die Ickenmölle auftauchte, stand plötzlich wieder sein tatsächliches Leben, seine erstorbene Ehe und seine Verlassenheit vor ihm. Er trieb die Pferde an, denn es dunkelte bereits, damit gab er sich auch innerlich einen Ruck, es lohnte sich, dachte er, das Leben noch einmal von neuem anzufangen.

Längst war überall im Norden Schnee gefallen, Weihnachten stand vor der Tür. Die letzten Wochen hatten Jens viel Arbeit gebracht, die feinsten Sorten Mehl waren von den Bäckern begehrt und auch die Landfrauen waren mit allerlei Formen dabei, duftende Sternchen und knusperige Mönchen, zuckerbestreute Tiere, würzige Tannenbäumchen und viele süße Plätzchen herzustellen. Die Mühle arbeitete Tag und Nacht.

Als Jens an einem nebligen Tage gerade das Windsteuer richtete, sah er den Ledeboerschen Jagdwagen auf sein Haus zukommen, auch an dem vornehmen Gespann hatte er es erkannt, eine Täuschung war nicht möglich. „Wir wollen zwei Zentner Auszugsmehl mitnehmen und Ihre Mühle sehen.“ Adelheid war schnell damit herausgeplatzt und schon dem Wagen entstiegen. „Das freut mich, meine Damen, aber Sie müssen etwas überziehen, sonst werden sie bald wie die Schneemänner aussehen, ich hole schnell ein paar alte Mäntel.“ „Daran haben wir schon gedacht“, riefen freudig erregt die beiden jungen Mädchen, und in lange Kapuzen gehüllt, graue Offiziersumhänge des gefallenen Bruders, ging es zur Besichtigung. Was war das für eine herrliche Abwechslung für Jens, wie fühlte er sich im Herzen hingezogen zu diesen feinen Wesen, sie schienen ihm wie aus einer anderen Welt. Was störte es ihn, daß sich die Mahlknechte anstießen, ein kurzer Befehl ließ es ihnen vergehen, Maulaffen feilzuhalten! Es war ihm auch gleich, wenn seine Frau ihm etwa Vorhaltungen machen sollte, er war einfach losgelöst von allen Spannungen der letzten Jahre, befreit von den Schatten der Einsamkeit, und in dem Hochgefühl, seine Mühle, seinen Stolz, den Ledeboerschen Töchtern zeigen zu dürfen, überglücklich.

Adelheid machte kleine Späße, setzte sich auf Mehlsäcke, steckte eine Hand voll Korn in ihren Muff und wollte nicht aufhören, mit dem Aufzug zu fahren, was Margot zu einem strengen „wie benimmst du dich eigentlich“ Anlaß gab. Aber auch Margot war heute in bester Laune, sie konnte sich richtig begeistern für dieses wunderbare Werk, dessen Mahlen, Rütteln und Rauschen so geheimnisvoll von der Welt des Mannes kündete, der es bis in alle Einzelheiten kannte und beherrschte. Das Schönste war aber doch die Plattform, von der nach drei Seiten unbegrenzt das Auge über die weißen Fluren blicken konnte, durch die sich dunkler die Straßen und fast schwarz die Bäche zogen, bis tief in den mächtigen Eichenwald, aus dem einzelne Baumriesen ragten, als wollten sie gegen das Dorf anstürmen und dem Menschengeschlecht wieder das geraubte Holz entreißen. Aber in den mächtigen Flügeln, die sich langsam und ächzend drehten, daß die ganze Mühle erbebte, spürte man die gewaltige Kraft, und jedesmal, wenn ihr Schatten vorbeilief, war es den Mädchen nicht ganz geheuer auf der schmalen Brücke. Jens Keith schilderte ihnen das Brausen und Schwingen, wenn der Herbststurm in die Fächer griff und sich die schweren Speichen immer schneller und schneller drehten. Dann

mußte er des Nachts nach den Lagern sehen, daß sie ihm nicht heißliefen, oft jede halbe Stunde, oder gar die umlaufenden Massen abbremsen, sie bändigen und ganz stillegen, was nicht immer leicht war. Die Mädchen kamen sich vor wie auf einem Schiff im Orkan, wenn es durch die Rahen pfeift und sich die Masten biegen. Da verlangte Adelheid wieder nach unten, Jens Keith half ihr beim Abstieg und wollte auch ihrer Schwester die Hand reichen, als diese ihm zurief, sie wolle noch etwas oben bleiben der Aussicht wegen.

Und wirklich, die Nebel begannen sich immer mehr zu zerstreuen, wie war der Blick so herrlich von hier oben und was war der Müller für ein prächtiger Mann. Unterdessen steckte Adelheid, die zu Hause keine besondere Neigung für die Landwirtschaft zeigte, ihr vorwitziges Näschen in den Gänse- und Schweinestall, besah sich die Bienen und ließ sich von Jens den Karpfenteich zeigen, in dem sogar ein kastenförmiger Kahn lag. Schwupp, saß sie auf der Ruderbank. Da entdeckte sie ihre Schwester hoch oben auf der Plattform und rief sie an. Ein allerliebstes Bild, dachte Jens für einen Augenblick, als er Adelheid in ihrem kecken Jagdhütchen, mit dem Taschentuch winkend, in seinem Boote sitzen sah, aber die schlanke Gestalt da oben, die malerisch am Schindeldach der Mühle lehnte, bedeutete ihm mehr, irgendwie fühlte er sich in seinem Innersten verstanden, sich hingezogen zu ihr.

„Das müssen Sie mir versprechen, Herr Keith, wenn es einmal ganz schwer stürmt, so bei Windstärke 9, dann darf ich mal hier herauf, oh, ich habe den Sturm so gern!“ „Das kann oft ganz plötzlich kommen, wie soll ich Sie dann erreichen, und dann ist's sehr gefährlich, das würde schon der Herr Vater gar nicht erlauben.“ „Zu Ihnen hat er Vertrauen“, sagte Margot, damit unwillkürlich ihrer eigenen Überzeugung Ausdruck gebend, „ich werde schon dürfen, ich komme einfach.“ Mittlerweile waren sie wieder unten angelangt, es war nun spät geworden, aber Jens sagte aus Höflichkeit, dabei ging es ihm kalt übers Herz: „Darf ich die Damen nicht hereinbitten, wollen Sie sich nicht etwas wärmen?“ Aber die beiden hatten gedankt und Jens war froh, sie nicht seiner Frau und seinen Kindern vorstellen zu müssen und was sich darauf hätte ergeben können. Es wäre ihm wie eine Entweihung vorgekommen, wenn er sich auch sonst in allem unabhängig und frei wußte. Er sah, noch erfüllt von dem Duft eines seltenen Erlebnisses, lange dem Wagen nach und schnitt in den eichenen Dachbalken mit sicherer Hand und tief den heutigen Tag ein.

Margot war ein sonderbares Wesen, schon von klein an hatte sie immer die stillen Winkel aufgesucht und war oft stundenlang irgendwo im Garten, im Keller oder auf dem Speicher geblieben, bis sie im ganzen Hause gesucht werden mußte und endlich mit einem ganz belanglosen Spielzeug oder in ein Buch versunken gefunden wurde. Heute saß sie am

Flügel, aber nicht um ihrer Lehrerin eine Freude zu machen oder aus ehrgeizigem Streben. Nein, ganz dem Fließen der Töne hingegeben, schwelgend in Melodien versuchte sie sich hier mit Beethoven und dort mit einem Impromptu von Schubert, ja, den nüchternen Inventionen von Bach verstand sie soviel Wärme zu entlocken, wie sie in Chopin den Sturm zu wecken verstand und sich liebevoll einem Beethovenschen Adagio hingab. Auch Bücher waren noch ihre Freunde, wie war es schön, in ferne Lande zu fliegen und Menschen verstehen zu lernen, sich in vergangene Zeiten führen zu lassen und dem Lied der Natur zu lauschen, wie es ein Dichterherz vernimmt. Selbst mit einer starken Einbildungkraft begabt, schuf sich Margot aus dem Gelesenen und in der Musik Erlebten ihre eigene Welt, in die sie die Erfahrungen ihres Lebens und kleinen Schicksale einzuflechten verstand. Sie hatte daher ihre eigenen Maßstäbe und Wertungen und drang immer tiefer in das Wesen der Menschen und Dinge ein, ließ sich nicht, wie ihre leichter geartete Schwester Adelheid, ablenken durch die Unruhe des Lebens und die täglichen Abwechslungen, wie sie der große Ledeboersche Betrieb mit sich brachte. Es war ihr daher gegeben, überall das Seltene, Einmalige, Besondersgeartete zu entdecken, ja, sie konnte sich mit dem Durchschnittlichen, Alltäglichen nicht zufrieden geben, sie sah stets über das Gewöhnliche hinweg und hielt sich lieber noch an Vorstellungen. Mit diesem instinktiven Feingefühl hatte Margot auch in Jens Keith die außergewöhnliche Tiefe seines Wesens gespürt und ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zugewandt. Dabei mußte sie bald in sich eine starke Zuneigung wachsen sehen, was kein Wunder war, zeigte doch der stattliche Müller gesunde Männlichkeit, wie er seinem Werke vorstand und angeborenen Stolz mit dem Bewußtsein der Leistung verband. In seinem Inneren aber bargen sich geheimnisvolle Spannungen und das Dunkel irgendeines Schicksals, das ihn aufgerüttelt und reif gemacht hatte. Auch sie hatte schon in jungen Jahren etwas erfahren, was sie zutiefst beglückt und dann verwundet hatte, es lag nicht umsonst in ihren Augen ein Schatten fernen Leides. Weil sie so beschaffen war, ihn zu verstehen, kam sie ihm auch mit jedem Worte näher und Jens öffnete sich ihr gegenüber unwillkürlich mehr, als er es sonst unter gleichen Umständen getan hätte. „Margot von Ledeboer, halte dein Herz fest, deine Eltern haben andere Dinge mit dir vor und der Müller ist nicht frei!" So raunte es im Kamin, als Margot eines Abends spät noch allein in die verglimmenden Scheite starrte und nicht wußte, wie sie mit ihren Gefühlen zurechtkommen sollte. Draußen aber standen in königlicher Ruhe die Sterne, wie ein Sinnbild jener nach unerbittlichen Naturgesetzen ablaufenden Welt, in die als einzige Ausnahme wir Menschen mit der eigenen Entscheidung gestellt sind, wir Menschen, die wir allein unseren Weg wählen können und darum all die jauchzende Glückseligkeit erleben dürfen und all das herbe Leid durchmachen müssen.



Erntefrieden

Gemälde von Felix Dittmar



Nach einem langen, schneereichen Winter, der die Gefilde zwischen dem Lindenhof und der Ickenmölle mit weißem Schweigen bedeckt hatte, setzten jetzt die ersten warmen Winde ein. Daher zeichneten sich bald, wo vorher seltsame Blütenzweige ihre kalte Pracht entfaltet hatten, schwarz und glänzend die kahlen Äste vom grauen Himmel ab, und bald drangen die ersten Ackerfurchen verschwommen aus dem nassen Schnee. Die Wege waren längst wieder schmutzige, graubraune Bänder, und der Bauer hatte die Schlittenkufen von den Rädern geschraubt. In Gräben und Furchen begann schüchtern das erste Kressegrün zu sprießen, die Wintersaat reckte sich ans Licht und die Katzen machten ihre ersten Frühlingsspaziergänge über die noch grauweißen Felder.

Noch einmal zeigte sich der Winter in ein paar kalten klaren Nächten. Zum letzten Male leuchtete die glitzernde Pracht auf. Festlich strahlten vom Himmel die Sterne, von der Erde die tausend funkelnden Eiskristalle.

Dann aber setzten die ersten Stürme ein, nicht kampflos wichen die Winterriesen, in heftigen Wehen äußerte sich die neue blütenbringende Jahreszeit. An manchen Tagen war es, als ob die wilde Jagd losgelassen sei, da bogen sich die Bäume wie Anstreicherpinsel, und der Wind, der nun kein dürres Laub mehr vor sich hertreiben konnte, rüttelte an allen Dachsparren und Zäunen, hob hier eine morsche Tür aus den Angeln und nahm dort Stangen und Bretter mit, dann fuhr er gegen die Mühle, daß ihre Arme wie toll umliefen, und lachte boshaft über die Aufregung, die den alten Bau durchzitterte, als er so wild angeblasen wurde.

Jens Keith war aber wirklich in Sorge, denn er hatte das Getriebe nicht rechtzeitig abgeschaltet. War anzunehmen, daß dieses jetzt schon tagelang anhaltende Wehen noch so viel Kraft haben würde, in einen richtigen Sturm überzugehen? Und sollte er jetzt, wo noch so viel Arbeit war in der Mühle, bei jeder möglichen Gefahr seine Flügel stillsetzen? Es war ja alles fest und gut gebaut, einen kleinen Wettlauf konnten seine Räder schon aushalten. Aber nun war es schon seit gestern abend so böig gewesen, dauernd hatte er die Lager überwachen müssen. An einer Fläche waren auch schon ein paar Bretter abgesprungen, in der Scheune drüben hatten sie achtzehn Ziegel zerschlagen. Alle Mahlgänge liefen voll, als wenn es nichts wäre, einfach spielend rasten die Räder und der ganze Turm ächzte in allen Fugen; unheimlich klang das Rauschen der Flügel dazwischen, es war Spannung auf allen Gesichtern. Zwei Mahlknechte hatten dauernd zu tun, die oberen Lager zu kühlen, feuchte Tücher wurden darumgepackt, oft dampften sie, ehe man noch „den Umschlag“ erneuern konnte. Jens Keith war überall mit wachsamen Augen, aber wenn er durch die Dachluke in die hastenden Wolken sah, die sich jagten und jagten, dann wurde sein Gesicht ernst, wie lange sollte der wilde Tanz noch dauern?

Mit ganz anderen Gefühlen sahen zwei glänzende Augen in das gewaltige Stürmen hinaus. Schon von Kind an hatte die Wetterwildheit eine freudige Hochstimmung in Margot Ledeboer geweckt, und mehr als einmal war sie von den besorgten Eltern, von der sich ängstigenden Dienerschaft bei tobenden Gewittern irgendwo vom Felde oder vom Waldesrand geholt worden, zwar ganz naß, aber von einer übermütigen Begeisterung erfüllt, die ihr Wesen unruhevoll durchglühte. Heute aber waren in dieses sie durchschauernde Sturmerleben noch andere Empfindungen eingeflochten, und ihre freudigen Gedanken flogen, ähnlich den jagenden Wolken, zur Ickenmölle, wo sie Jens Keith am Steuerruder wußte und mit all ihren Sinnen bei ihm war.

In dem jubelnden Hochgefühl des immer stärker anwachsenden Sturmes hatte sie anspannen lassen und nun fuhr sie mit zwei feurigen Rappen durch das Toben der aufgewühlten Naturgewalten. Hei, wie ihr der Wind um die Ohren pfiff, wie es durch die Mähnen rauschte, es war eine tolle Fahrt. Es war kein Gefährt auf den Straßen, kein Mensch weit und breit, herrlich war es, wenn einem die Welt so allein gehörte und wenn die jauchzende Seele eins war mit den Urkräften, die da rauschend auf Wolken einherfuhren und ihr übermütiges Spiel trieben mit allem, was Menschenwerk war! Die Bäume aber, in denen der Wind zauste und brauste, gehörten mit zu dem rasenden Spiel, sangen mit in dem stürmischen Lied, das die weite Luft erfüllte.

„Was wollen Sie hier, gehen Sie, es ist zu gefährlich!" Mit zwei Eimern in der Hand hatte sie der Müller hart angeredet, der Ton seiner Stimme war eine gewaltige Ernüchterung für die heldenhafte Stimmung, in der sie sich noch soeben während der Sturmfahrt befand. Sie begriff den Ernst sofort, als sie den schwitzenden Mahlknecht die Treppen herabstürzen sah — und unwillkürlich nahm sie die Eimer, lief zum Teich und war schon wieder zurück. „Gut, wenn Sie durchaus wollen, kommen Sie 'rauf, wir sind schon viele Stunden bei den Lagern." „Ihr tragt die Eimer bis zum Zwischenstock, wir haben Hilfe bekommen, nicht wahr, Fräulein Ledeboer?" sagte Jens Keith jetzt schon etwas freundlicher, „nun aber an die Arbeit!" Als der Knecht verschwunden war und Fräulein Ledeboer ihren Mantel abgelegt hatte, warf er schnell einen vollen Blick auf ihre Gestalt und in ihr strahlendes Gesicht, und sah jetzt erst die flammende Begeisterung in ihren Augen und die kühne Entschlossenheit, die ihn zu verwirren begann. „Margot, Sie sind es wirklich, Sie sind zu mir gekommen?" damit ergriff er ihre Hand, daß es sie feurig durchbebte, „weil Sie den Sturm lieben?" Sie erwiderte mit einem festen Gegendruck. „Es ist wundervoll hier oben, wie eine brausende Musik, so in der Nähe der Gefahr!" „Wir dürfen nur die Arbeit nicht vergessen, nehmen Sie das rechte Lager, sehen Sie, so wird's gemacht." Wie sicher seine kräftigen Arme jeden Griff beherrschten, wie liebevoll er seine Mühle

behandelte! — Es war höchste Zeit, schon wieder dampften die Lager und ein feiner beizender, blauer Dunst zeigte, daß das Holz bereits angesengt war. „Jetzt wird es Ernst, ich bin auf alles gefaßt.“ Da goß er einen ganzen Eimer auf die schwelende Stelle, nun war es wieder gut. „Kommen Sie, wir wollen nach dem Wetter sehen, halten Sie sich fest!“ Margot drängte sich unwillkürlich dicht an ihn, gemeinsam drückten sie die Luke auf, rasend fuhr ihnen der Wind ins Gesicht, irgendwo knallte eine Tür zu. Es war schaurig schön, wie sich gegen die grauen Wolkenfetzen die umlaufenden schwarzen Riesenarme der Mühle abhoben, und dabei dieses zornige Beben zu fühlen, das von ihrer gebändigten Kraft den ganzen Bau durchzitterte. „Titanenkräfte“ kam es ihr in den Sinn, und aus irgendeinem berühmten Gedicht die Worte: „Tand ist das Gebilde von Menschenhand!“

Jens hatte noch einmal die Klappen gesichert, aber es war beinahe nicht mehr möglich, an die Steuerung zu kommen, denn der Wind hatte fast alle Bretter des Rundganges abgedeckt. „Wir müssen wieder nach den Lagern.“ Nur schreiend konnten sie sich verständigen, aber Margot hatte schon begriffen und war in der Luke verschwunden. Donnerwetter, roch es hier brenzlich, nun waren die Lungen wieder voll frischer Luft, jetzt merkten beide deutlicher die Gefahr. Wie ein Schatten ging es über des Müllers Gesicht, er sagte aber kein Wort. Und drunten klang das Rollen und Stampfen der Steine wie ein Grollen aus der Unterwelt, das Schleifen der Riemen und das Schütteln der Siebe mischte sich dazu wie eine wilde Tanzmusik von Trollen und Zwergen, man hörte richtig das Klappern der Schuhe, dabei klang das Rauschen des Kornes in den Fördergängen wie Volksgemurmel. Margot gab sich diesem Bilde einen Augenblick hin und dachte, wie das alles lebt und webt, wir *müssen* es schützen, die Zerstörung bannen, gegen die Sturmgewalten ankämpfen! Wie ein treuer Kamerad hilft sie mir, dachte Jens, und im selben Augenblick stand Schön-Borghild vor ihm, die ihn nicht verstand, ihm nicht nahe war, obwohl er auch für ihr Eigentum hier wachte — aber er war fertig mit seiner Frau, für immer, nie war ihm das so klar wie jetzt. „Margot, wollen wir nicht du zueinander sagen?“ Plötzlich war es heraus, war es Jens bewußt geworden, was es bedeutete, wieviel es bedeutete, daß Margot Ledeboer durch den Sturm zu ihm gekommen war und nun Schulter an Schulter mit ihm Wache hielt? „Jens!“ Wieviel Zustimmung und Dankbarkeit lag in ihrem Blick, er hätte sie am liebsten an sich gezogen.

Die drohende Haltung der entfesselten Sturmgewalten, die sie seit Stunden in Spannung hielt, und der heulende Wind, der immer noch unermüdet tobte und raste, ließ für andere Stimmungen und Gefühle keine Zeit und drängte die aufkeimende Liebe immer wieder herrisch zurück in den beiden, durch die beglückend ein Ahnen ging von tiefster Seligkeit.

Aber die Lager liefen immer heißer, merkwürdig, so klar Jens die Gefahr sah, sie bewegte ihn nicht so stark, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre, denn jetzt hatte er ja einen verstehenden Freund zur Seite, jemand, der auch in der Gefahr nicht von seiner Seite wich, Margot, seine Margot? Als sie sich beide über die Eimer bückten, um die Tücher auszuwinden, berührten sie sich mit den Haaren, knisterte es nicht? — Und draußen tobte der Sturm, es lag so viel Wildheit in der ganzen Stimmung, in diesem rauschenden, leidenschaftlichen Wogen der Naturgewalten, daß es auch die beiden reifen Menschen ergriff, die hier auf einsamem Posten einen entstehenden Brand hemmen, zurückhalten, verhindern wollten. Immer schneller mußte gearbeitet werden, jetzt holte Jens auch selbst noch mit das Wasser, es war ein Wettlauf aller Kräfte, es war ein heißer, aber beinahe freudiger Kampf. Und jedesmal, wenn die beiden sich trafen, Eimer reichend, Tücher austauschend, begegneten sie sich in einem durch die Spannung überschäumenden Glücksgefühl. „Du, du", das war das kürzeste Gespräch der Welt, aber auch das seligste, das tiefste, was Menschen führen können.

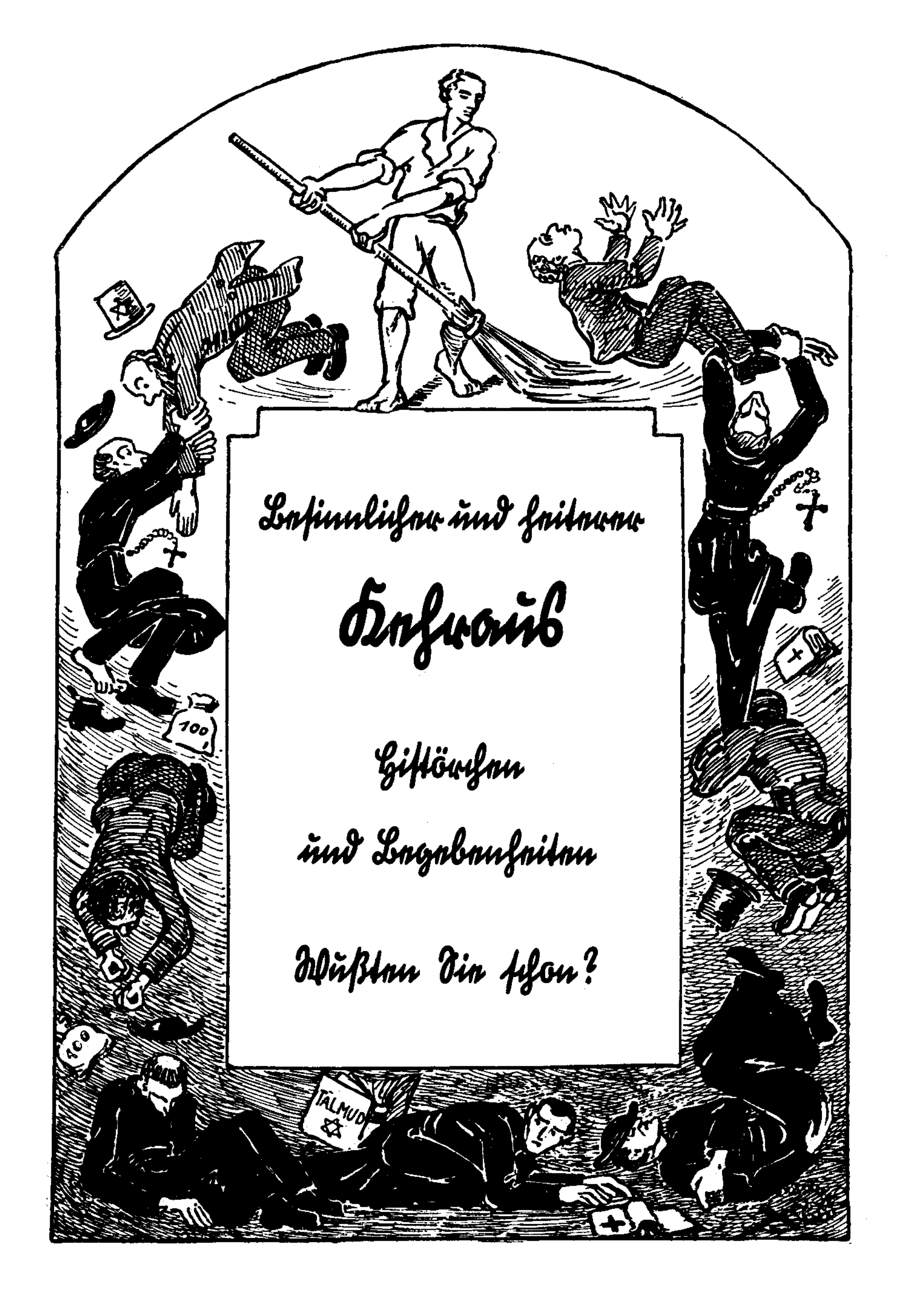
Da sprang die Flamme auf! Voll Verzweiflung packte Margot alle Tücher, sogar den eigenen Umhang auf den Brandherd, aber es war zu spät. „Jens, Jens, es brennt!" Als Jens mit den vollen Bütten kam, sah er sofort, daß es keine Hilfe mehr gab, nun galt es zu retten, was noch irgend ging. Schon vorher hatte er alle beweglichen Vorräte in den Schuppen bringen lassen, aber noch standen viele Säcke im Erdgeschoß. Er läutete die Glocke „alle Mann auf ihre Posten!" Wie oft hatte er es mit seinen Leuten erprobt. Dann nahm das Feuer rasend überhand, ehe die große Achse noch frei werden konnte, war schon die Dachstube ein einziges Flammenzeichen, das weithin wie ein Leuchtturm über die Lande loderte. Jens und Margot hielten sich an der Hand und etwas von dem schmerzlich erhabenen Gefühl, wie es in Schillers Glocke heißt: „. . . und bewundernd untergehen", erlebten die beiden, als die Mühle, für die sie noch vor kurzem zusammen gekämpft hatten, lichterloh brannte wie eine Riesenfackel, durch die immer noch der Sturm in wütenden Stößen fuhr.

Ward je einer Liebe ein herrlicheres Denkmal, eine festlichere Feier zuteil, hat je ein Sonnwendfeuer so gewaltig in zwei eng verschlungene Herzen geleuchtet? War je ein grausamer Schmerz, das Lebenswerk, das einzige Besitztum zu verlieren, überstrahlt worden mit so viel Seligkeit, den Freund, das verstehende Herz, den treuen, einzigen Weggefährten gefunden zu haben und gleichsam in heiliger Flamme mit ihm verschmolzen zu sein? Ausgelöscht war die Kälte der Vergangenheit und Jens wußte, jetzt war er wieder frei und bereit für ein neues Leben, in das er hineinwachsen wollte mit seiner Margot, deren Nähe ihn wie unaussprechliches Glück umgab. Margot Ledeboer aber, durch das gemeinsame, überwältigende Erlebnis mit dem Manne ihrer Wahl schicksalhaft vereint,

strahlte in dem zuckenden Feuerschein wie eine Königin im Lichte der tausend Kerzen ihrer Krönungfeier.

So sahen die beiden noch lange in die züngelnden Flammen. Es berührte sie das Hasten und Jagen der geängstigten Menschen nicht mehr, die teils ihre Habe in Sicherheit brachten, teils aus Neugier von der brennenden Mühle angelockt waren. Die lohende Flamme allein, die, von des Sturmes Leidenschaft gepeitscht, gegen den nachtschwarzen Himmel fuhr, über den wilde Wolken zogen, war in ihrer feurigen Schönheit das Ziel ihrer Augen und ihrer Herzen — und erst als das letzte Leuchten mit dem Winde entflohen war und nur noch rotglühende Funken den Ort bezeichneten, wo einst die Ickenmölle stand, da gingen die beiden mit dem Sturmlied in der Seele gleichen Schrittes den Hügel hinab, froh einer neuen Zukunft entgegen.




Besinnliches und heiteres
Kehraus
Histörchen
und Begebenheiten
Wußten Sie schon?
100
100
TALMUD

Als Napoleon einst Laplace fragte, warum in seinem Werke über die Entstehung der Welt das Wort Gott nie erwähnt sei, entgegnete der Gelehrte: „Sire, diese Hypothese hatte ich nicht nötig!"

Bruno H. Bürgel, „Aus fernen Welten".

*

Bei Friedrichs Thronbesteigung baten die Pfarrer durch Gesuch, ihnen das von Friedrich Wilhelm I. durch Geld abgelöste Deputatgetreide wieder in natura zu verabfolgen. Friedrich schrieb dazu: „Nein, es muß bei des seligen Königs Weisungen bleiben, wenn auch 100 Priester heute den geistlichen Abschied nehmen, so kann man morgen 1000 wieder kriegen. Soldaten kriegen Brot, aber Priester leben von dem himmlischen Manna, was da von oben kommt, und ist ihr Reich nicht von dieser Welt, sondern von jener; weder Petrus noch Paulus haben Brotkorn gekriegt und ist im Neuen Testament kein Apostel-Magazin zu finden."

*

Auf das Gesuch des Potsdamer Hofpredigers Cochius 1771 um eine bessere Stelle schrieb der König: „Jesus saget, mein Reich ist nicht von dieser Welt. So müssen die Prediger auch denken, dann predigen sie nach ihrem Tod im Dom vom neuen Jerusalem."

*

In der bekannten Müller-Arnoldschen Klagesache befahl Friedrich d. Gr. Zedlitz als Justizminister, das ihm unrichtig erscheinende Urteil des Kammergerichts umzustoßen. Zedlitz weigerte sich und beschwor den König, seine glorreiche Regierung nicht durch einen Akt der Ungerechtigkeit zu beflecken.

Als der König diesen Brief erhielt, riß er wütend aus einem Heft ein Blatt Papier und schrieb darauf:

„Weiß er, daß sein Kopf wackelt?"

Als Zedlitz durch den Kammerlakai diesen Zettel empfing, schrieb er unter die Worte des Königs:

„Über meinen Kopf haben Euer Majestät jeden Augenblick zu befehlen, aber nicht über meine Ehre."

Den Zettel schickte er durch den Überbringer dem Könige zurück, welcher ihn in der Wut zusammenballte und auf den Boden warf. Der Minister erwartete nun jeden Augenblick seine Verhaftung, es erfolgte aber nichts.

Bei der nächsten Ministerkonferenz erschien Zedlitz nicht, sondern sandte seinen ältesten Rat mit dem Portefeuille.

Der König tritt in die Versammlung, blickt um sich und fragt:

„Wo ist der Minister Zedlitz?"

Worauf der von Zedlitz gesandte Rat erwiderte:

„Seine Exzellenz hat geglaubt, daß es ihm nicht erlaubt sei, vor Eurer Majestät zu erscheinen, und hat mich daher beauftragt, Euer Majestät Befehle in Empfang zu nehmen."

„Er soll kommen! Augenblicklich!" erwiderte der König. Wie hierauf der Minister Zedlitz eintritt, unterbricht der König den Vortrag, reicht ihm eine Uhr und ruft ihm zu:

„Da hat er eine Uhr! Die geht richtig! Fang er an!"

In diesem Vortrag genehmigte der König alle Vorschläge des Ministers Zedlitz, und wie die Konferenz auseinandergeht, ruft er ihn an der Tür zurück, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt:

„Wir bleiben die Alten! Aber sei er künftig nicht so grob!"

So dachte und handelte der wirklich große König. Es stünde besser heute um unser armes Deutsches Vaterland, hätten wir auch in der Zeit der Not solch wirklich großen König gehabt und solche aufrechte und mutige Männer in seiner Umgebung.

(Auszug aus „Die Zedlitze und ihre Heimat".)

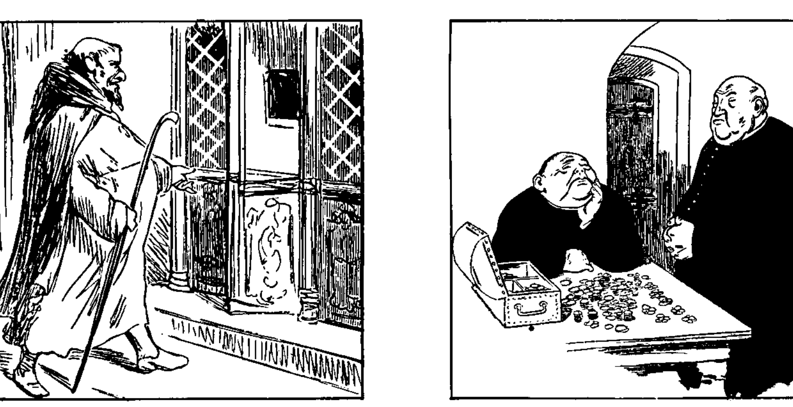
*

Im Siebenjährigen Kriege passierte es, daß ein preußischer Soldat, der wegen Kirchenraubes das Leben verwirkt hatte, die Gnade des Königs anrief. Er berief sich darauf, daß er die goldenen Kelche usw. gar nicht aus eigenem Antrieb genommen habe, sondern daß die Mutter Gottes, der er seine große Armut geklagt habe, ihm erlaubt habe, die Wertgegenstände mitzunehmen.

Friedrich II. ließ sofort ein Gutachten hoher katholischer Behörden einfordern, ob ein derartiges Muttergotteswunder möglich sein könnte. Den Herren blieb nichts anderes übrig, als zu erklären, daß solch Wunder immerhin möglich wäre.

Daraufhin wurde der Soldat freigelassen, allerdings unter dem Hinzufügen, daß, wenn er noch einmal von der Mutter Gottes oder von irgendeinem Heiligen der katholischen Kirche Geschenke annehmen würde, er unweigerlich dem Strick verfallen würde.

„Also, monsieur le curé, eine unbefleckte Empfängnis soll ich Ihnen malen?"— „Jawohl. In recht ergreifender Stellung! Ich will es Ihnen mal vormachen — sehen Sie, so . . . !"
(„Le Philosoph", Paris 1867)



Abschied vom Beichtstuhl: Heiliger Gabriel! Was für schöne Sünden habe ich hier absolviert! („Berliner Wespen", 1875)

„Alle Jahr' wird die Ablaßeinnahme geringer. Der Glaube läßt immer mehr nach!" „Ja, wir müss'ns jetzt amal mit an andern Bier probiern an unseren Gnadenorten."
(„Simplizissimus", 1907)

Als 1793 die Kirchengüter eingezogen wurden, kamen Bauern und brachten die goldenen und silbernen Heiligenstatuen ihrer Kirchen, um sie in die Münze der Republik zu schaffen.

„Wir haben die Heiligen gefragt", erklärten sie, „ob sie etwas dagegen hätten, dem Vaterland zu dienen — sie haben nicht nein gesagt!"

*

... Weikard, der Leibarzt des Fürstbischofs Heinrich von Fulda, ein ausgezeichneter Gelehrter, befand sich eines Sommerabends mit dem Fürstbischof in dem Sommerschloß Fasanerie, als er durch einen reitenden Boten eiligst nach der nicht gar entfernten Propstei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propst plötzlich erkrankt sei. Er fuhr hin und fand eine ausgesuchte Gesellschaft von Prälaten und Hofleuten im Speisesaal, alle etwas angetrunken und ihn mit schalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propstes, den er auf einem dreifach aufgeschichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachsen von Gestalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nötigen wollte, einen Stuhl zu besteigen und dadurch lächerlich zu machen. Aber er tat nicht desgleichen, sondern rief mit großem Ernst: „Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!" Der Propst zeigte die Spitze. „Mehr heraus, Ew. Gnaden! Noch besser, bitte sehr." Und wie nun der Propst die ganze Zunge herausstreckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet: „So, Herr Propst, so reicht es zu! Nun können Sie mich im — Andenken behalten!"

(H. König, „Auch eine Jugend", 36, 41, 67.)

*

Pariser Volkswitz von 1700:

„Was ist ein Kardinal?"

„Ein Kardinal ist ein rot angezogener Pfaffe, der 500 000 Livres jährlich vom König bezieht, um sich im Namen des Heiligen Vaters über ihn lustig zu machen!"

*

„Hochwürdiger Herr, gebt einem armen Manne einen Kreuzer!"

„Hab' selber nichts!"

„Wenigstens einen Heller, Herr!"

„Hab' auch keinen Heller!"

„Dann gebt mir Euren Segen, Herr!"

„Den geb' ich von Herzen gern, kniet nieder..."

„Behaltet nur Euren Segen! Wär' er nur einen Heller wert, Ihr würdet ihn nicht hergeben wollen!"

*

Je näher der Kirche, je weiter von Gott.

Ein Dominikaner zu Rom verketzerte einen Fremden, er habe nach des Copernicus Irrlehre behauptet, die Erde drehe sich um die Sonne.

„Ihr bedenkt nicht“, donnerte der Pfaffe, „daß Josua die Sonne stillstehen hieß!“

„Nun, ja doch“, war die Antwort, „eben seit jener Zeit steht sie still!“

*

„Kennen Sie auch die Heilige Schrift?“ fragte ein evangelischer Geistlicher einen katholischen, und dabei verabfolgte er ihm eine tüchtige Ohrfeige.

Denn es steht geschrieben: „So dir jemand einen Streich auf die rechte Wange gibt, so biete ihm auch die linke dar.“

„Natürlich kenne ich die Schrift“, sagte der Katholik und schmierte dem Protestanten eine, die nicht von schlechten Eltern war.

Weil nämlich geschrieben steht: „Mit dem Maße, mit dem du mißt, soll dir wieder gemessen werden.“

Die Leute aber, die zuschauten, sagten, die geistlichen Herren legen sich gegenseitig Bibelstellen aus.

*

Ein Priester mußte unvorbereitet vor seinem vorgesetzten Kardinal predigen. Es gelang daneben.

Er entschuldigte sich, er habe keine Zeit zur Vorbereitung gehabt und habe sich auf den Heiligen Geist verlassen — das nächstemal wollte er es aber besser machen!

*

Zu Bologna war es, daß eines Bürgers Weib, um Umgang mit einem Mönch zu haben, die Kranke spielte und sich den Galan zur Absolution bestellte. Als aber der Mönch gar zu lange absolvierte, kam dem Mann die Geschichte verdächtig vor, und er verschaffte sich mit Gewalt Zutritt zum Krankenzimmer. Der Mönch hatte gerade noch entwischen können, seine Hosen aber hatte er auf dem Bette der Frau liegen lassen. Dort fand sie der Mann, nahm sie und lief zum Kloster, um den Ehebrecher der verdienten Strafe zuzuführen.

Ein alter Mönch aber sagte zu ihm: „Das sind ja unseres Heiligen Vaters Francisci Hosen, unser Bruder hat sie mitgenommen, um deine kranke Frau damit zu bestreichen, damit sie genese!“

Alle Mönche verstanden sofort, worauf der Alte hinauswollte, und so zog denn alsbald das ganze Kloster mit Kreuz, Fahne und ganzer Prozession zu des Bürgers Haus, holten des Heiligen Francisci Hosen wieder ab, legten sie auf ein seidenes Kissen wie ein Heiligtum, trugen sie hoch empor in den Händen und gaben sie ernstlich dem Hausherrn und danach der Frau mit großer Andacht zu küssen. Die Frau aber wußte besser um die Kraft der Hosen als alle anderen.

Carlo Caraffa, Kardinal und Legat des Papstes Paul IV., sagte bei seinem Einzug in Paris im Jahre 1556, während er die dichtgedrängte Menge der Gläubigen segnete, heimlich zu seinem Begleiter:

„Laßt uns diese schäfigen Kreaturen für Narren halten, da sie es schlechterdings so haben wollen.“

(Thuanus: „Histor. sui temp.“ III.)

*

Ein Mann war gestorben und trat die Wanderung zum Himmel an. Unterwegs wurde es ihm zu warm, er zog das Jackett aus und lief in Hemdsärmeln. Kam alsbald vor die Himmelstür und klopfte höflich an.

Petrus öffnete, schlug im großen Kirchenbuch die Personalien des Neulings nach, befand sie in Ordnung und öffnete das Portal, um den Mann hereinzulassen. „Vorher aber“, sagt Petrus, „müßt Ihr natürlich das Jackett anziehen, es ist ein anständiges Lokal, in das Ihr kommt!“

Der Mann war's nicht zufrieden. „Ich habe immer gehört, im Himmel könne man sozusagen ganz nach seiner Bequemlichkeit leben, da laßt mich schon in Hemdsärmeln hinein!“

Aber Petrus wollte nicht. Sie zankten sich. Und während sie noch stritten, sah der Mann durch den Spalt der geöffneten Himmelstür, daß im Himmel drinnen gleichfalls jemand in Hemdsärmeln herumlief.

„Ha“, triumphierte er, „da, seht nur!“

Petrus drehte sich um.

„Das ist ganz etwas anderes“, sagte er, „das ist nämlich unser junger Herr, der darf das, denn sein Rock ist in Trier!“

*

Der alte Onkel Moses war von Galizien nach Wien gezogen. Sehr unzufrieden mit der Kultur des Westens, beschämte er seine Angehörigen mit frommen Geschichten des gläubigen Ostens. Und eines Abends erzählte er von einem Wunderrabbi, der einmal einen Haufen wißbegieriger Leute mit ins Haus gebracht habe, zum Entsetzen seiner Frau, die nur 3 Fische und ein halbes Brot im Hause gehabt habe. Aber der Rabbi habe ein Wunder getan, „Geh in deine Küche“, habe er zur Frau gesagt, „du wirst finden 20 Fische und 20 Brote.“ Und natürlich sei dem so gewesen.

„Das ist gar nichts“, sagte darauf Onkel Moses' Neffe, der Rechtsanwalt Meyer, „das ist gar nichts! Was unser Wunderrabbi hier ist, der Dr. Friedlaender, der setzt sich einmal in einer Gesellschaft zum Skat hin. Meldet einer einen Grand an, hat vier Buben in der Hand, As, Zehn usw., die ganze Farbe beieinander — er hat den Grand nicht gewonnen, unser Rabbi ist ihm über gewesen, der hat einen Grand mit fünf Buben plötzlich in der Hand gehabt!“

„Was red'st du Stuß, es sind doch bloß vier Buben im Spiel!“

„Onkel Moses — laß du ab von de Fisch', werd' ich ablassen von de Buben!“

Wußten Sie schon?

Die Maranen, d. h. zwangsweise getaufte Juden der Pyrenäenhalbinsel, die im geheimen noch dem Glauben ihrer Väter anhingen, heirateten auch in der Regel untereinander und mußten deshalb häufig die päpstliche Ehedispens einholen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erlebten diese Maranen eine religiöse Renaissance. Sie ließen sich einen gewissen Rabbi Falcon aus Jerusalem kommen, um die vollkommene Wahrung der orthodoxen Riten und Gebräuche zu gewährleisten. Damals traten viele noch im Alter zum Judentum öffentlich über und ließen sich beschneiden. Sehr sonderbar aber ist der Brauch, daß manche, die wegen vorgerückten Alters vor den Schmerzen einer Beschneidung zurückscheuten, wenn sie sich auch offen zum Judentum bekannten, diese Operation nach dem Tode an sich vornehmen ließen. Jakob de Mezas hat in seinem „Mohelbuche“ seit dem Jahre 1706 zahlreiche solche Fälle registriert.

(„Münchner Neueste Nachrichten“ 1908 S. 638.)

*

Der Sühnetod Christi hat seine Vorläufer in dem des Adonis, Attis und Osiris. Bei der Adonisfeier im Frühling wurde zuerst sein („des Herren“) Tod und die Bestattung seiner durch ein Bild dargestellten Leiche begangen. Am folgenden — bei der Osirisfeier am dritten, bei der Attisfeier am vierten — Tage erscholl die Kunde, daß der Gott lebe, und man ließ ihn, d. h. sein Bild, in die Luft aufsteigen. Letztere Zeremonie hat sich in der Osterfeier der griechischen Kirche bis heute erhalten. Paulus, der in Antiochia länger wirkte, hatte dort diesen Kult zweifellos kennengelernt. Die Rettung des Gottes (Adonis, Attis, Osiris) aus dem Tode galt als Rettung seiner Kultgenossen. In den Mysterien des Attis, der Isis und des Mithras wurde durch symbolisches Sterben und In-den-Hades-hinabsteigen angedeutet, daß die Gläubigen zur Teilnahme am Leben des Gottes gelangen. In einer Mithrasliturgie betet der Geweihte: „Herr, wiedergeboren verscheide ich, indem ich erhöhet werde, und da ich erhöhet bin, sterbe ich; durch die Geburt, die das Leben zeugt, geboren, werde ich in den Tod erlöst und gehe den Weg, wie du gestiftet hast, wie du zum Gesetz gemacht und geschaffen hast das Sakrament.“ Die Ähnlichkeit dieser Vorstellung mit der mystischen des Paulus vom Tod und der Auferstehung Christi und vom Mitsterben und Mitaufstehen der auf Christum Getauften ist schlagend.

(Otto Pfleiderer, „Die Entstehung des Christentums“.)

*

„... Wenn bei schweren Geburten zu besorgen steht, es möchte das Kind sterben, ehe es vollkommen geboren wird, und wenn es möglich wird, demselben mit Wasser beizukommen, so taufet es im Mutterleibe mittels einer Röhre oder Spritze, wie sie jede Hebamme haben soll, oder durch einen

Schwamm, den ihr über das Kind im Mutterleibe auspreßt, und sprechet dabei die Worte: ‚Wenn du der Taufe fähig bist, usw. . . .‘. Sollte es sich ereignen, daß nach gespendeter Taufe im Mutterleibe zwei oder mehrere Kinder zur Welt kommen, so daß man nicht weiß, welches von ihnen die Taufe im Mutterleibe empfangen habe, so müßt ihr jedes derselben bedingungsweise ‚Wenn du nicht schon getauft bist‘ wiedertaufen.“

(J. Neth, „Die Verwaltung des Priesteramtes“.)

*

Die Kirche war eine heftige Feindin der Experimentalphysik, und das nicht ohne Grund. Die Physiker konnten durch ihre teilweise verblüffenden Experimente den bisher allein von der Geistlichkeit geübten „Wundern“ erfolgreich Konkurrenz machen oder doch ihnen das Geschäft verderben, und das mußte natürlich verhütet werden. Sogar bis auf die Tiere erstreckte sich dieser Brotneid. Als jemand seinem Pferde einige Kunststücke beigebracht hatte, wurde es 1601 in Lissabon vor Gericht gestellt und, weil vom Teufel besessen, verbrannt.

(J. W. Drager, „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft“.)

*

Ein katholischer Theologe erklärt die Entstehung der Kohle dadurch, daß Gott die Finsternis in die Erde hineingebannt habe, und wo diese wieder zum Vorschein komme, geschähe es zur Erzeugung und Befriedigung teuflischer Gelüste, wie Völlerei und Schlemmerei.

(„Münchner N. N.“ 1908 II., S. 637.)

*

Im Reliquienschatz der gesamten katholischen Welt befinden sich:

1. Vom hl. Andreas: 5 Körper, 6 Köpfe, 17 Arme, Beine und Hände.
2. Von der hl. Anna: 2 Körper, 8 Köpfe, 6 Arme.
3. Vom hl. Antonius: 4 Körper und 1 Kopf.
4. Vom hl. Blasius: 1 Körper und 5 Köpfe.
5. Vom hl. Lukas: 8 Körper und 9 Köpfe.
6. Vom hl. Sebastian: 4 Körper, 5 Köpfe und 13 Arme.

Diesen allen weit über sind die Heiligen Georg und Pankraz mit je 30 Körpern. Nach so langer Zeit! Wie viele müssen sie erst bei Lebzeiten gehabt haben!

*

Bei Tierplagen, hervorgerufen durch Maikäfer, Heuschrecken, Engerlinge usw., wurde mit Erlaubnis der Bischöfe ein Prozeß nach kanonischem Recht eingeleitet. Von der Kirchenkanzel herunter verkündete der Priester unter

dem Läuten der Glocken den Klageakt, das sündige Ungeziefer vor das geistliche Gericht ladend. Ein Advocatus diaboli wurde für die Tiere bestellt, hier ein Maikäferanwalt, dort ein Mottenfürsprecher. Klage und Gegenklage wurde vernommen und damit lange Seiten der noch erhaltenen Prozeßakten gefüllt. Ein Verteidigungstermin wurde gestellt, ja nach dem Zeugnis des Züricher Chorherren Felix Hämmerlein ließ man in einem Maikäferprozeß der Diözese Chur „in Anbetracht ihres jugendlichen Alters und ihrer Kleinheit“ die Vorladung dreimal ergehen. Endlich erfolgte das Kontumazialverfahren mit schwerem Bannfluch, den sich die Stadtbehörden jeweils aus den bischöflichen Kanzleien verschrieben.

(Jacob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“ II.)

*

Eine Bischofsversammlung in Goslar verurteilte im Jahre 1051 mehrere Ketzer zum Tode, weil sie sich geweigert hatten, Hühner zu töten, und ausschließlich von Pflanzennahrung lebten. Sogar die Vegetarianer können auf Märtyrer zurückblicken.

*

Als im Jahre 1184 Disputationen mit den Ketzern in Straßburg zu keinem Ergebnis führten, weil sie alles aus der Bibel belegen konnten, wurden die Lehren der Kirche als allein maßgebend hingestellt, und — ohne Rücksicht auf Übereinstimmung mit dem Evangelium — wer gegen sie verstieß, ohne Urteil verbrannt. Achtzig fanden gemeinsam auf dem Scheiterhaufen den Feuertod.

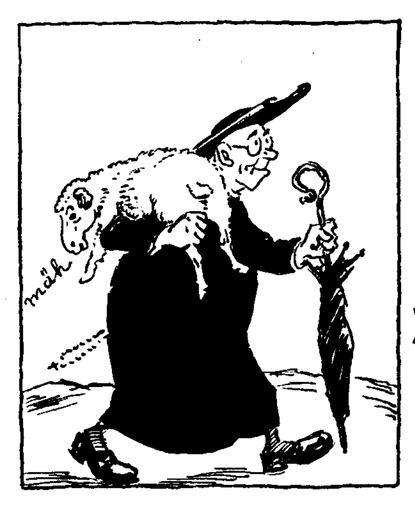
*

Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, ein Fürst, der seine Residenz zu einer der schönsten in Deutschland machte, gebildet, kunstliebend und der Aufklärung zugetan — also keineswegs ein mittelalterlicher Tyrann —, verkaufte im Jahre 1775 12 800 Hessen den Engländern zum Gebrauche in ihren Kolonien. Bis zum Jahre 1782 wurden noch weitere 4200 Rekruten nachgeschickt. Dazu gab Hanau noch besonders 2400 Mann. Da Hessen-Kassel damals 400 000 Einwohner hatte, verschacherte der Fürst fast den zwanzigsten Teil seiner Untertanen!

Die englischen Kommissarien kamen nach Kassel und besichtigten die verkauften Menschen auf dem Markte, wie sie die Neger in Amerika zu besichtigen gewohnt waren. Für jedes Stück dieser armen Kerle zahlten sie 100 Taler. Sie wurden auf der Weser eingeschifft, und Friedrich der Große erhob bei Minden von ihnen beim Passieren seines Landes den üblichen Viehzoll! Die beste Verurteilung dieses Systems.

(Ed. Vehse, „Geschichte der deutschen Höfe“.)

Der gute Hirte





Erwacht ein Volk nicht aus dem Schlof,
so ist es solch ein dummes Schaf,
das von dem ach so guten Hirt'
andächtig aufgefressen wird.

Die Palme hat 'nen schlechten Stand, obwohl sie steht in „Gottes Hand".
Die Palme, kümmerlich, zerfranst, wer hat sie bloß dorthin gepflanzt?
Ihr fehlt der Sonnenstrahlen Glut. Schatten tut ihr gar nicht gut.
Doch wächst sie noch so mies und krumm, die Eiche hau'n wir drob nicht um!

Folgende Bücher geben die Grundlage für die Erkenntnisse, die in diesem Jahrbuch behandelt werden:

Dr. Mathilde Ludendorff:

Aus der Gotterkenntnis meiner Werke
geh. 1.50 RM., Ganzleinen 2.50 RM., 144 Seiten, 24.—26. Tausend, 1937

Triumph des Unsterblichkeitwillens
ungek. Volksausgabe, geh. 2.50 RM., Ganzleinen 5.— RM., holzfrei, Oktav, 416 Seiten, 25.—32. Tausend, 1937

Das Gottlied der Völker Eine Philosophie der Kulturen
Ganzleinen 7.50 RM., Großoktav, 392 Seiten, 5. u. 6. Tausend, 1936

General Ludendorff:

Der totale Krieg
geh. 1.50 RM., Ganzleinen 2.50 RM., 120 Seiten, 91.—100. Tausend, 1937

Meine Kriegserinnerungen
Halbl. 21.60 RM., 628 S., 1926, gekürzte Volksausgabe Ganzl. 3.— RM., 220 S., 1936. Erschienen bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Kunz Iring:

Not und Kampf Deutscher Bauern - Bauernkriege
geh. —.50 RM., 48 Seiten, 11.—15. Tausend, 1935

Willkommene Geschenke zur Deutschen Weihenacht!

Der Deutsche Kampfkalender
2.85 RM., mit 54 Kupfertiefdruckblättern u. 4 vierfarb. Postkartenblättern

„Der reiche Bilderschmuck mit den Kampfgedichten erfährt durch die künstlerische Darstellung geschichtlicher Begebenheiten und der dazugehörigen kurzen, treffenden Beschreibungen eine wertvolle Bereicherung gegenüber anderen Kalendarien." Zeitschrift der technischen Nothilfe.

„Dem kerndeutschen Wollen und Wirken des Ludendorff-Verlages stellen diese Jahresblätter ein nachhaltiges Zeugnis aus." Bergstraeßer Anzeigeblatt.

Den 9. November 1923, so wie er war, schildert General Ludendorff:

Auf dem Weg zur Feldherrnhalle
kart. 2.50 RM., Ganzleinen 3.50, 160 Seiten, Umschlag mit Bildern des Feldherrn und der Feldherrnhalle in farbenfotografischer Wiedergabe

Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken
Herausgegeben von General Ludendorff, geschrieben von ihm und anderen Mitarbeitern. Mit 40 Federzeichnungen von Lina Richter.
Ganzleinen 7.— RM., Prachtband Ganzleder 18.— RM., Umfang 344 S.

Was hier in klar gehaltenen, leicht verständlichen Abhandlungen über das Leben und Schaffen Dr. Mathilde Ludendorffs niedergelegt ist, kann eine Einführung in ihre Werke genannt werden. Die einzelnen Abschnitte gewähren einen tiefen Einblick in ihren weltanschaulichen Kampf und räumen gleichzeitig mit unhaltbaren Vorurteilen auf, denen dieses Wirken heute immer noch begegnet.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. / München 19

